



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

BIBLIOTHEK  
DER  
UNTERHALTUNG  
UND DES  
WISSENS

PT  
1337  
B5  
1912  
PT.13



# Bücher-Sammlung

von



**Inserate** in der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ haben infolge sachgemäßer Verbreitung in allen Schichten der Bevölkerung dauernde Wirkungskraft. Wegen der Insertionspreise, insbesondere der Preise für **Vorzugsseiten**, wende man sich an die Anzeigengeschäftsstelle der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ in Berlin SW 61, Bücherstraße 31. ++++++

**HAUSFRAUEN** welche auf eine gründliche, appetitliche und allen sanitären Anforderungen entsprechende **Reinigung von Haus- u. Küchengeräten** Wert legen, werden gebeten einen Versuch mit



zu machen.

**EIN ERSTKLASSIGES HYGIENISCHES  
REINIGUNGSMITTEL  
FÜR KÜCHE UND HAUS.**

Leichte, flotte Arbeit. — Weitgehendste Verwendbarkeit. — Größte Schonung der Hände. — Kein Angreifen der Haut wie bei Soda, Schmierseife und dergleichen. — Vollständige Geruchlosigkeit der Gegenstände nach der Reinigung.

**SAPONIA** reinigt rasch und leicht fettige und beschmutzte Gegenstände aus Metall, Email, Marmor, Holz, Glas, Porzellan usw., wie Küchengeräte, Badewannen, Fenster, Türen, Linoleum, Waschgüter, Klosette etc.

Zu haben in Drogerien, Kolonialwaren-, Seifen- und Haushaltungsgeschäften.

Proben versenden auf Wunsch gratis und franko

**SAPONIA-WERKE Offenbach a. M.**



# Sommersport und Lieblings- beschäftigungen.

Als für die Sommermonate besonders geeignet  
♦ empfehlen wir nachstehende Bände unserer ♦

## Illustrierten Taschenbücher für die Jugend:

**Nr. 2. Aquarium u. Terrarium.**

Bearbeitet v. Hermann Lachmann.  
Mit 10 Tafeln und 76 Abbildungen.  
21. Tausend.

**Nr. 3. Liebhaber-Photographie.**

Bearbeitet von Dr. Georg Lehnert.  
Mit 60 Abbildungen. 20. Tausend.

**Nr. 7. Der Schmetterlingssammler.**

Bearbeitet v. Alexander Bau.  
Mit 98 Abbildungen. 11. Tausend.

**Nr. 10. Radfahren.**

Bearbeitet von  
Dr. Georg Lehnert. Mit 67 Abbil-  
dungen. 13. Tausend.

**Nr. 12. Der junge Schiffbauer.**

Bearbeitet von Schiffbaukonstruk-  
teur Waap. Mit 10 Tafeln und  
29 Abbildungen. 15. Tausend.

**Nr. 18. Das Mikroskop.**

Bear-  
beitet von S. Schertel. Mit 90 Ab-  
bildungen. 7. Tausend.

**Nr. 19. Lawn Tennis und an-  
dere Spiele.**

Bearbeitet von  
Ph. Heinke. Mit 88 Abbildungen.  
9. Tausend.

**Nr. 22. Der Käfersammler.**

Be-  
arbeitet von Alexander Bau. Mit  
188 Abbildungen. 9. Tausend.

**Nr. 28. Der Mineraliensammler.**

Bearbeitet von Dr. F. Wohlbold.  
Mit 71 Abbildungen. 5. Tausend.

**Nr. 31. Der Pflanzensammler.**

Bearbeitet von Dr. Walter Voigt-  
länder-Lehner. Mit 39 Abbildun-  
gen. 5. Tausend.

**Nr. 32. Der junge Aviatiker.**

Eine Anleitung zum Bau von  
Flugmodellen. Bearbeitet von Paul  
Hermuth. Mit 136 Abbildungen.  
11. Tausend.

==== Preis jedes Bändchens nur 1 Mark. ====

Unsere Taschenbücher, von  
welchen bis jetzt 32 Bändchen  
erschienen, sind bestimmt, über  
die Praxis jugendlicher Lieb-  
habereien, wichtiger Lebensfra-  
gen, über Sport und Spiel usw.  
zweckmäßige Auskunft zu geben  
und dem Laien ohne großen  
Gelbtausch die mangelnde Er-  
fahrung zu ersetzen.

Prospekte kostenlos.



+++++++ Zu haben in allen Buchhandlungen. ++++++

**Bibliothek  
der Unterhaltung  
und des Wissens**





Zu der Novелlette „Mannequin“ von Lenore Bann. (S. 11)  
Originalzeichnung von Max Vogel.

# Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

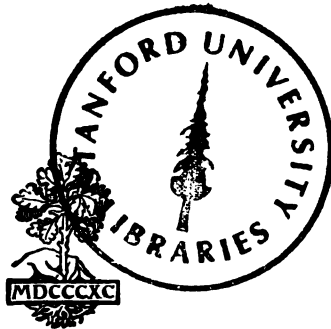
---

---

Mit  
Originalbeiträgen  
der hervorragendsten  
Schriftsteller und Gelehrten  
sowie zahlreichen  
Illustrationen



Jahrgang 1912 ♦ Dreizehnter Band



Union Deutsche Verlagsgesellschaft  
Stuttgart ♦ Berlin ♦ Leipzig



Druck der  
Union Deutsche  
Verlags-Gesellschaft  
in Stuttgart



## Inhalts = Verzeichnis.

	Seite
<b>Mannequin.</b>	
Novellette von Lenore Pany. Mit Bildern von Max Vogel . . . . .	5
<b>Das unsichtbare Joch.</b>	
Roman von Reinhold Ortmann (Fortsetzung und Schluß)	28
<b>In den argentinischen Pampas.</b>	
Von R. Richardson. Mit 21 Bildern . . . . .	79
<b>Genesen.</b>	
Novelle von R. Treuen . . . . .	106
<b>Ungewöhnliche Schulen.</b>	
Von Th. v. Witttembergk. Mit 8 Bildern . . . . .	148
<b>Hansen und Heier.</b>	
Eine Marinegeschichte aus vergnügter Zeit. Von Johannes Wilda . . . . .	160
<b>Moderner Federschmuck.</b>	
Von M. Elsner. Mit 8 Bildern . . . . .	204
<b>Mannigfaltiges:</b>	
Bild und Liebe . . . . .	215
Fühlen Tiere Todesangst? . . . . .	218
Eine Baumwohnung am Pugetjund . . . . .	220
Mit Bild.	
Viktor Emanuel und Napoleon . . . . .	222
Wie die Führer des Boxeraufstandes bestraft wurden	223
Farbenänderungen der Haare und Augen . . . . .	225

	Seite
Doppelereignisse . . . . .	226
Wechselfälle des Glückes . . . . .	228
Eine australische Schlangenbändigerin . . . . .	229
Mit Bild.	
Geographische Gerechtigkeit . . . . .	230
Helden der Arbeit . . . . .	231
Kampf mit Walrossen . . . . .	234
Das Land der Rüsse . . . . .	235
Hochzeitsfahrt im Hardangerfjord . . . . .	235
Mit Bild.	
Die giftigste aller Spinnen . . . . .	237
Die erste russische Eisenbahn . . . . .	238
Die hinderliche Nase . . . . .	239
Der Wille des Zaren . . . . .	240





## Mannequin.

Novellette von Lenore Dany.

Mit Bildern  
von Max Vogel.

(Nachdruck verboten.)

**G**ewiß, Fräulein, ich meine, Sie können wir brauchen!“

Mit kritischem Blick betrachtete der Chef des großen Pariser Modenhauses die jugendlich schlanke Gestalt, die vor ihm stand und sichtlich verlegen die Prüfung über sich ergehen ließ.

„Nur etwas lebhafter dreinschauen müssen Sie — verstanden? In den Toiletten, die Sie den Kunden vorführen, soll gewissermaßen schon die elegante Dame stecken, für die sie bestimmt sind. Nun, Sie werden das hoffentlich bald weg haben. Im übrigen ist Ihre Gestalt prachtvoll. Fräulein Musette soll Ihnen gelegentlich ein wenig Unterricht erteilen, wie man eine Schleppe trägt. — So, nun hätten wir nichts mehr miteinander zu verhandeln.“

Mit einem befreienden Aufatmen entzog sich das junge Mädchen den Blicken des Chefs und schlüpfte in das kleine Hinterzimmer, wo ihre Kolleginnen sich während der Ruhepausen aufhielten. Eben saßen ein paar von ihnen um den runden Tisch und naschten Biskuite.

Sie blieb schüchtern an der Tür stehen.

„Der neue Mannequin — nicht wahr?“ fragte eines

der Mädchen, indem es den Ankömmling freundlich heranwinkte. „Treten Sie nur näher — wir beißen nicht. Wollen Sie uns nicht Ihren Namen sagen?“

„Marguérite Dubois.“

„Marguérite — sehr gut! Hier haben Sie Cécile, Blanche, Claudine und meine Wenigkeit, genannt Musette. Die anderen haben heute Außendienst.“

Verwundert schaute Marguérite die Sprecherin an. „Was ist das?“ fragte sie.

„Das will sagen, daß Charlotte auf dem Rennplatz und Rose im Theater ist.“

„Man hat also auch da zu tun?“

„Versteht sich. Das ist ja das einzig Hübsche in unserem Beruf und zugleich die Möglichkeit, eine gute Partie zu machen.“

„Sie glauben?“

Die Mädchen brachen in schallendes Gelächter aus.

Musette gebot Schweigen. „Wir glauben nicht nur, sondern hoffen es mit aller Bestimmtheit,“ erklärte sie. „Auf was soll überhaupt ein Mannequin sonst hoffen.“

„Was ist das eigentlich — ein Mannequin?“

Alle lachten laut auf.

„Oh, Sie Unschuld!“ licherte Musette. „Was sind wir denn anders als Kleiderpuppen! In Brüssel heißt es ‚Männeken‘, und das soll sogar deutsch sein. — Wollen Sie jetzt nicht ein Biskuit mit uns verzehren?“

Marguérite lehnte ab. „Danke, danke, ich bin noch so furchtbar aufgeregt. Es ist nämlich mein erster Posten.“

„Aller Wahrscheinlichkeit nach auch Ihr letzter! Sie sind unverschämt hübsch, wissen Sie das? Passen Sie nur auf! Der Chef wird Sie bald hinauscheiden. Sie sind das richtige Auslagestück.“

Marguérite mußte sich plötzlich setzen. „Ich weiß

eigentlich noch gar nicht recht, was ich zu tun habe,"  
stammelte sie erbleichend.

„Oh, nicht allzuviel. Ihre Aufgabe ist, immer



hübsch und elegant auszusehen, wenn Sie den Kunden  
die neuesten Schöpfungen des Hauses Barbarouche vor-  
führen oder sie durch die verschiedenen Theater und

Museen schleifen. Es kommt eben alles darauf an, wie man eine Robe trägt.“

„Der Chef hat mich deshalb an Sie gewiesen, Fräulein Musette. Ich fürchte aber“ — sie schluckte ein paar Tränen hinab — „daß ich mich sehr ungeschickt benehmen werde.“

Fräulein Musette trat an einen Kasten und entnahm ihm eine schwarze, in Prinzessform gearbeitete Robe. „Ich werde Sie gleich einkleiden, Marguérite. Legen Sie einmal das hier ab. Ich hoffe, daß die Uniform Ihrer Vorgängerin Ihnen passen wird. Eine kleine Änderung ist bald gemacht.“

Gehorsam schlüpfte Marguérite aus ihren Kleidern und in das glatt anliegende, seidig schimmernde Gewand, das wie ein gut sitzender Handschuh ihren schlanken Leib umspannte.

„Darauf wird nämlich alles probiert,“ erklärte Musette. „Das Kleid paßt Ihnen übrigens tadellos. So und nun werfen Sie einmal diese Prachtrobe über, damit ich Ihren Schick bewundern kann.“

Sie stülpte Marguérite ein goldbraunes Seidenkleid über, das schon in der Hand den ungeheuren Preis ahnen ließ, den es kostete.

Als Marguérite sich unter den bewundernden Blicken der Mädchen im Spiegel betrachtete, erschraf sie beinahe über die Veränderung, die in den paar Minuten mit ihr vorgegangen war. Was das gefällige Glas zurückstrahlte, war das Bild einer Königin.

„Nun marschieren Sie auf und ab und achten Sie vor allem auf die Schleppe!“ befahl Musette.

Es ging nicht sehr gut.

„Wie ein Fähnrich, der zum ersten Male einen Säbel trägt,“ bemerkte die Lehrmeisterin gutmütig lachend. „Nun, es wird schon werden. Nur dürfen Sie nicht

diese verzweifelte Miene aufsetzen, Rind. Unser Beruf erfordert nicht nur eine gute Figur und ein annehmbares Läröchen, sondern auch eine tüchtige Portion Schauspielkunst.“

Mit einem Seufzer streifte Marguérite die kostbare Toilette ab.

„Dann werde ich wohl nie ein brauchbarer Mannequin werden. Mir fehlt leider alles zur großen Dame.“

„Im Gegenteile, Ihnen fehlt nur das Selbstbewußtsein.“

„Ob sich das lernen läßt?“

„Zweifellos. Wenn Sie erst einmal die Freude des Bewundertwerdens gekostet haben, werden Sie den Kopf schon höher tragen. Freilich, müde wird man schon auch, wenn man den ganzen Tag nicht zum Sitzen kommt, denn das hier“ — sie deutete auf die Hocker, auf denen die Mädchen kauerten — „ist das raffinierteste Marterwerkzeug, das ich kenne.“

„Warum stellt man denn nicht lieber Stühle auf?“

„Unschuldvoller Engel! Doch nur, um die Kleider zu schonen! Diese von der Firma gespendeten Uniformen dürfen nicht abgeschauert werden, also entzieht man uns ganz einfach die Rückenlehne. Manchmal möchte man heulen vor Müdigkeit. Aber“ — sie lächelte ihren Kameradinnen verständnisinnig zu — „es ist doch schön. Man hat wenigstens Ausichten.“

In diesem Augenblick erschien das Gesicht eines Angestellten zwischen dem Türvorhang. „Die Gräfin Gérard wünscht Toiletten vorgeführt zu sehen. Wo ist der neue Mannequin?“

Marguérite erhob sich zitternd.

„Also schnell, schnell, kommen Sie!“

Errötend folgte sie ihm in den Verkaufsraum, wo die Dame, deren Namen er genannt, mit den be-



ringten Händen in den vor ihr ausgebreiteten Roben wühlte.

„Bitte, was soll probiert werden, Frau Gräfin?“ fragte die Verkaufsmamsell verbindlich.

„Hier dieses Kleid und das dort. Wir werden ja sehen.“

Marguérite verschwand mit den Toiletten im Hinterzimmer und kam gleich darauf in ihrer Verwandlung wieder. Sie gab sich redlich Mühe, des beklemmenden Gefühles, das die scharfen Blicke der Gräfin in ihr auslösten, Herr zu werden und die Schleppe grazios mit dem Fuß beiseite zu schleudern, wie es Fräulein Musette sie gelehrt. Dreimal mußte sie die Robe wechseln und es sich schließlich ohne Wimperzuden gefallen lassen, daß die Dame mit dem Lorgnonstiel an ihrem Körper die Linien nachzog, an denen sie anstatt der Goldborte echte Spitzen angebracht haben wollte. Dann erst durfte sie sich entfernen.

Ihre Kolleginnen waren indessen auch abberufen worden. So saß sie allein im Zimmer, voll Bangigkeit auf den Augenblick harrend, wo sie neuerdings verlangt würde. Sie wußte jetzt schon, daß sie in diesem Beruf keine Befriedigung finden würde. Aber was sollte sie tun? Die plötzlich über ihre Familie hereingebrochene Not ließ ihr keine Wahl, und der Hunger der drei kleinen Brüderchen, die den ganzen Tag wie junge Schwalben die Schnäblein aufrißen, mußte gestillt werden. Daran wollte sie denken. Es war doch auch ein schönes Gefühl, anderer Not lindern zu dürfen.

— — — — —  
Eine Woche später trat der Chef eines Morgens in das Zimmer der Mannequins.

„Fräulein Marguérite Dubois, Sie werden heute

in die Oper gehen. Hier haben Sie ein Logenbillet. Lassen Sie sich von Fräulein Musette das blaue Samtkleid geben und den Hut mit dem weißen Reiber. Wenn Sie Handschuhe brauchen oder sonst etwas —“

Sie brauchte alles. Ihr ganzer Reichtum war ja ihr rosiges Gesicht und ihre königliche Gestalt. Dennoch kam ein frohes Gefühl über sie, als sie des bevorstehenden Genusses gedachte. Die Oper! Wie lange schon träumte sie davon. Und nun sollte sich dieser Traum verwirklichen.

Mit ehrfürchtigem Staunen betrachtete sie die Karte, die ihr eine Loge im ersten Rang sicherte. Wie schade, daß sie ihr armes, abgearbeitetes Mütterchen nicht mitnehmen konnte oder eines von den Brüderchen! Es wäre so viel schöner gewesen.

Vom Kopf bis zum Fuß große Dame, fuhr sie am Abend in die Oper. Wie verzaubert kam sie sich vor. Der federnde Wagen, in dem sie saß, das hell erleuchtete Vestibül, die teppichbelegte Treppe, die sie, von zahlreichen bewundernden Blicken gefolgt, hinaufrauschte! Mitleidsvoll schaute sie nach den verummumten Gestalten, die, die letzten Regenspuren abschüttelnd, zur Galerie hinaufkletterten.

Sie hatte es bisher nicht einmal zu einem Galeriesitz gebracht, und nun hatte sie eine Loge für sich! Es war kaum zu fassen.

Alle Operngläser der Umgebung richteten sich nach ihr, als sie an der Brüstung Platz nahm. Das verwirrte sie. Besonders der Herr nebenan starrte nach ihr hin, als sähe er einen Geist\*).

Glücklicherweise ging der Vorhang bald in die Höhe,

---

\*) Siehe das Titelbild.

wodurch die neugierigen Blicke von ihr abgezogen wurden.

Und nun kam für sie eine Stunde höchsten Genusses. Ganz versunken saß sie da und lauschte den brausenden Akkorden, die das Orchester zu ihr empor sandte. Und dann die feenhafte Szenerie, der herrliche Gesang! Schmeichelnd drang der Faustwalzer an ihr Ohr und umspann wie Morgenröte ihr junges, zaghaftes Herz.

Das köstliche Behagen, das sie empfand, schwand jedoch, als sich der Vorhang senkte und die Lichter wieder aufflammten. Es kam ihr erst jetzt in den Sinn, daß sie in ihrem pompösen Staat und allein, wie sie war, unbedingt auffallen müsse. Wenn nur der Herr in der Nebenloge sich wenigstens ein anderes Ziel für sein Opernglas gesucht hätte!

Sie griff nun selber nach dem Opernglas und spähte ins Parkett hinab. So merkte sie's nicht, wie sie von allen Seiten angegafft wurde. —

Raum daß sich der Vorhang zum letzten Male gesenkt, verließ sie die Loge und eilte, so rasch es die lange Schleppe gestattete, die Treppe hinunter. Als eine der ersten stand sie vor dem Portal und blickte suchend nach einem Wagen. Die Privatequipagen und Autos rollten unter das Schukdach. Sie bahnte sich an ihnen vorüber einen Weg auf die Straße.

Da klang eine näselnde Stimme an ihr Ohr. „Gestatten Sie, mein Fräulein —“

Wie der Blitz fuhr sie herum. Das war ja der Herr aus der Nebenloge! Entsetzt lehrte sie sich von ihm ab und schoß vorwärts.

Aber er ließ nicht ab.

„Gnädige suchen einen Wagen? Ich werde sofort einen besorgen.“

„Danke — danke!“  
 „Aber warum denn nicht? Eine so junge, schöne Dame fährt doch nicht allein nach Hause! Wie, mein Fräulein?“

Da war sie endlich zwischen



zwei einander entgegenfahrenden Autos durch und auf der anderen Straßenseite, ehe der Herr ihr folgen konnte. Wie wahnfinnig rannte sie

durch die ausspritzenden Pfützen nach der Haltestelle der elektrischen Bahn und stieg in den ersten besten Wagen. Jrgendwo fuhr er ja hin, und sie konnte dann auf der nächsten Station umsteigen.

Zitternd wischte sie sich den Angstschweiß von der Stirn. Dann erst warf sie einen Blick auf ihr Kleid, dessen Schleppe nur zu deutlich die Spuren der Flucht trug. Wenn das nicht wieder herauszubringen war, mußte sie das Kleid bezahlen.

— — — — —  
Ganz aufgeregt kam sie am nächsten Morgen ins Geschäft.

„Nun, wie war's?“ fragte Fräulein Musette.

„Oh, es wäre sehr schön gewesen, wenn nicht — — Ich schäme mich heute noch, wenn ich daran denke.“

Wie eine Meute hungriger Wölfe fuhren die Mädchen über sie her.

„Wie? Was? Erzählen Sie doch!“

„Da ist nicht viel zu erzählen. Ein Herr aus der Nebenloge, der mich schon während der Vorstellung durch seine Neugierde belästigt hatte, verfolgte mich beim Verlassen des Theaters, so daß ich mich ihm nur durch eilige Flucht entziehen konnte. Dabei ist mein Kleid leider sehr mitgenommen worden. Ich habe seit vier Uhr morgens daran gepuht. Nun ist es Gott sei Dank wieder im Stande.“

Lautes Lachen antwortete ihr.

Fräulein Musette zog die Stirn in Falten. „Sie sind eine Gans!“ erklärte sie mit der Bestimmtheit eines Naturforschers. „Der Herr hätte Sie gewiß zum Souper eingeladen.“

„Sie glauben doch nicht, daß ich mit einem fremden Herrn soupieren würde?“

„Warum nicht? Wenn Sie sich so spröde benehmen, schaden Sie nur dem Geschäft.“

„Inwieferne schade ich dem Geschäft?“

„Nun, Sie sind doch hier, um für das Haus Barbarouche Reklame zu machen. Deshalb brauchen Sie es natürlich nicht jedem auf die Nase zu binden, daß Sie ein Mannequin sind. Man gibt den Leuten Rätsel auf, läßt seinen Schick bewundern und betont dann so nebenbei, wo man arbeiten läßt. Ihre Vorgängerin war in dieser Beziehung großartig. Sie verstand es meisterhaft, sich durch anspruchslose Lebenswürdigkeit bei allen Damen anzufreunden, und brachte dadurch massenhaft Kunden ins Haus. Dabei hat sie sich selbst keineswegs vergessen. Als einmal ein Herr, den ihre graziose Vornehmheit entzückt hatte, sich ihr näherte, gab sie sich als Marquise aus.“

Marguérite schüttelte den Kopf. „Hat er es denn geglaubt?“

„Weiß nicht. Jedenfalls briet er bereits am Feuer ihrer Augen, als er den Schwindel entdeckte. Das Ende war, daß Fräulein Clairon, die nicht einen Heller Vermögen besaß, heute als Gräfin über den Boulevard fährt. Sie ist eine von denen, die das große Los gewonnen haben. Für Sie wäre das ein leichtes, wenn Sie ein bißchen vernünftiger sein wollten.“

Marguérite blickte nachdenklich in den Schoß. „Ein Sieg mit unehrlichen Waffen könnte mich nicht freuen,“ sagte sie leise.

„Ja, wenn Sie so denken! Ehrlichkeit ist ein schlechter Anwalt.“

„Ich verzichte lieber auf das große Los. Vielleicht bitte ich den Chef, daß er mich vom Außendienst dispensiert.“

„Sie sind unheilbar. Wer sind denn Ihre Eltern eigentlich?“

„Mein Vater war Postbeamter. Wäre er nicht gestorben, so brauchte ich jetzt nicht —“

Sie vollendete den Satz nicht. Der Geschäftsführer rief eben nach ihr. —

Von nun an flaute das freundschaftliche Verhältnis, dessen die Mädchen sich der neuen Kollegin gegenüber anfangs befleißigt hatten, wesentlich ab. Marguérite sah manches, was ihr nicht gefiel, und wenn sie auch nicht darüber sprach, verriet der Ausdruck ihrer Züge doch deutlich, was sie dachte. Die Mädchen brachten von ihren Ausgängen oftmals feine Bonbons mit, die sie ganz gewiß nicht aus der eigenen Tasche bezahlt hatten, und die vielfagenden Worte „Champagner“ und „Austern“ mischten sich wiederholt in ihre Gespräche.

Marguérite stand ihnen darin verständnislos gegenüber.

Seit dem Theaterbesuch, der so unglücklich geendet, hatte man sie nicht mehr nach auswärts geschickt, trotzdem sie noch keine Gelegenheit gefunden hatte, den Chef um diese Begünstigung zu bitten.

Da trat er eines Vormittags, als sie gerade allein im Hinterstübchen saß und ihre Garderobe ausbesserte, unvermutet ein.

„Fräulein Dubois, Sie werden heute in der Mittagspause eine Anzahl Toiletten vor meinen Augen probieren. Nächste Woche ist öffentliche Ausstellung. Da möchte ich, daß Sie einen Preis davontragen.“

Bleich, mit gesenkten Lidern stand sie auf.

„Nun, haben Sie mich nicht verstanden?“ fragte er etwas ungeduldig.

„Oh doch! Aber ich bitte Sie inständig, schicken Sie mich nicht zur Ausstellung!“

„Wie sagen Sie?“ Er beugte sich vor, als habe er nicht recht verstanden. „Sie wollen nicht zur Ausstellung? Warum denn nicht, wenn man fragen darf?“

Ihre Stimme zitterte. „Es ist so schrecklich, sich von so vielen Menschen anstarren zu lassen. Die Leute werden auch gleich so zudringlich, wenn sie



sehen, daß man allein und unbeschützt ist. Ich habe das neulich in der Oper erfahren.“

Das noch jugendliche, sympathische Gesicht des



Chefs veränderte sich seltsam, während er auf Marguérites gefaltete Hände niederfab. Ein solches Verlangen war ihm noch nie gestellt worden. Im Gegenteil, die Mädchen brannten ja förmlich darauf, auszufliegen und sich in den eleganten Toiletten zu zeigen. Diese hier war also anders, ganz anders.

„Dann hätten Sie nicht Mannequin werden sollen,“ bemerkte er langsam. „In der Regel bewerben sich um diesen Posten nur Mädchen, denen daran liegt, angestaunt zu werden und vielleicht eben dadurch“ — er lächelte bedeutsam — „gewisse Hoffnungen verwirklicht zu sehen.“

Sie wurde dunkelrot. „Ich will weder angestaunt werden noch knüpfe ich gewisse Hoffnungen daran,“ stammelte sie. „Nicht wahr, Sie werden barmherzig sein?“

Sein Blick glitt forschend über ihre lieblichen Züge. Dann schüttelte er den Kopf. „Nein, ich kann keine Ausnahme machen, und gerade Sie, Fräulein, möchte ich bei der Konkurrenz am wenigsten entbehren. Sie, als die Hübscheste, sind am besten geeignet, die Aufmerksamkeit der Besucher auf unsere Toiletten zu lenken. Seien Sie also nicht kindisch, Fräulein Dubois!“

Mit trostlosen Augen sah sie ihm nach. Man hätte es seinem Gesicht gar nicht angemerkt, daß er so grausam sein konnte. Aber er war der Chef und sie seine Angestellte. Also mußte sie gehorchen.

Tief sank ihr das Köpfchen auf die Brust. —

Raum daß sie ihr bescheidenes Mittagsmahl verzehrt, wurde sie mit ihren Kolleginnen vor den Chef beordert. Sie warf ihm einen anklagenden Blick zu, aber erkehrte sich nicht daran. Immer wieder mußte sie in einer anderen Robe vor ihm aufmarschieren, bis er endlich von dem Eindruck, den ihre Erscheinung bot,

befriedigt schien. Nachdem die anderen Mannequins sich entfernt, hielt er sie noch einen Augenblick zurück.

„Trachten Sie also, recht hübsch auszusehen am Sonntag, Fräulein Dubois. Ich werde mich gerne erkenntlich zeigen, wenn Sie einen Preis gewinnen.“

Sie nickte. „Ich werde tun, was meine Pflicht ist,“ sagte sie leise.

„Gut. Und vor der Zudringlichkeit fremder Leute brauchen Sie sich nicht zu fürchten. Ich werde selbst anwesend sein, um Sie, wenn nötig, zu beschützen.“

Ganz entgeistert schaute sie ihm nach. Waren diese warmherzigen Worte aus dem Munde desselben Mannes gekommen, der vorhin so kategorisch seinen Befehl gegeben? Es war kaum zu fassen.

Da guckte Fräulein Musettes pikantes Gesichtchen durch den Türvorhang.

„Nun, Marguërite, wollen Sie etwa gleich für Sonntag angezogen bleiben?“ Und als Marguërite zusammenfuhr und eiligst dem Ausgang zuschritt, flüsterte sie ihr nicht ohne einen leisen Anflug von Bosheit ins Ohr: „Der Chef hat Ihnen ein Kompliment gemacht — nicht wahr? Ich rate Ihnen zur Vorsicht. Ledige Chefs sind Mohammedaner in der Liebe. Hüten Sie sich!“

---

Ein elegantes Publikum strömte durch die Hallen, in denen die Toilettenausstellung stattfand. Um den Eindruck besonders vornehm zu gestalten, waren Zelte errichtet, in denen die Mannequins der verschiedenen Warenhäuser Erfrischungen servierten, wodurch ihnen Gelegenheit geboten war, sich graziös zu bewegen und den eleganten Faltenwurf ihrer Roben zur vollsten Geltung zu bringen. Jedes Zelt trug die Überschrift des ausstellenden Hauses.

In dem Zelt, das mit dem Namen „Maison Barbarouche“ versehen war, wurde Tee gereicht. Dienst-eifrig bewirteten die Mädchen die Gäste. Auch Marguërite hatte alle Hände voll zu tun. Doch kam es zwischen ihr und den Besuchern des Teezettes nicht zu jenem vertraulichen Ton, den die anderen Mädchen durchaus nicht zurückwiesen.

Da trat der Chef ein und verlangte, auf Marguërite zugehend, eine Tasse Tee. Schweigend brachte sie ihm dieselbe und machte sich dann am Kessel zu schaffen. Fräulein Musettes Schlangenzünglein hatte nicht umsonst in ihr Ohr geizt. Der Mann, gegen den sie neulich eine innige Dankbarkeit gefühlt, erschien ihr heute in einem anderen Licht.

Das Klingeln eines Löffels zwang sie, sich umzuwenden.

Barbarouche winkte sie wieder heran. „Fräulein Dubois, ich habe keinen Zucker!“

„Keinen Zucker?“ Ungläubig starrte sie in das leere Porzellantäßchen. „Ich hätte aber doch geschworen —“

„Man schwört auf vieles, das sich später als unrichtig herausstellt. Darf ich bitten?“

Sie lief fort, das Verlangte zu holen.

„Danke, Fräulein. Haben Sie denn schon selbst Tee getrunken?“

„Ich? Ach, ich habe noch gar nicht daran gedacht.“

„So denken Sie jetzt daran. Hier ist ein Stuhl. Füllen Sie sich eine Tasse und setzen Sie sich!“

Sie blieb zögernd stehen. War sie auch in diesem Falle verpflichtet, ihm zu gehorchen? Ein wenig trotzig warf sie das Köpfchen zurück. „Entschuldigen Sie, es sind doch immer Gäste zu bedienen.“

„Ich dachte, es wäre Ihnen angenehm, diese Beschäftigung anderen zu überlassen.“

„Gewiß, aber —“

Er lächelte. „Sie scheinen ja schrecklich Angst vor mir zu haben!“

„Durchaus nicht!“

„Nun, dann nehmen Sie, bitte, einen Augenblick Platz!“

Sie konnte nicht anders. Vorsichtig ihre Tasse niederstellend, setzte sie sich ihm gegenüber.

Der Chef deutete nach dem für das Preisrichterkollegium bestimmten Podium. „Man sammelt bereits die Stimmzettel ein. Schade! Ich hatte schon im stillen gehofft, daß Sie einen Preis davontragen würden.“

Sie schaute an ihrer Robe nieder. „Warum soll das nicht möglich sein? Die Toilette, die ich trage, ist zweifellos eine der hübschesten im ganzen Saal und von den Leuten auch schon weidlich begafft worden.“

„Ja, ja, aber um Stimmzettel zu bekommen, muß man auch ein liebenswürdiges Gesicht machen.“

„Habe ich das nicht getan?“

„Nach Ihren Begriffen vielleicht. Allein die Leute wollen mehr als ein höfliches ‚Bitte‘ oder ‚Danke‘. Ob ehrlich oder nicht, die Wahl trifft nun einmal mit dem Kleide zugleich die Trägerin.“

„Ich kann beim besten Willen nicht anders sein. Als Sie mir neulich sagten, daß Sie hier sein würden, da meinte ich, daß Sie mich verstanden hätten.“

„Gewiß. Ich habe aus der Entfernung auch wie ein Argus über Sie gewacht.“ Er lächelte. „Meine Sorge war glücklicherweise überflüssig. Sie haben mit Ihrem abweisend gesenkten Näschen den Leuten die Grenze deutlich genug gezogen. Es ist nur — ich

hätte Ihnen, falls Sie mit einem Preise ausgezeichnet worden wären, gern eine Vergünstigung eingeräumt.“

Sie blickte sinnend in ihre Tasse. „Ich fürchte, ich werde Ihrem Geschäft nicht viele Erfolge bringen. Wäre ich nicht durch den plötzlichen Tod meines armen Vaters gezwungen gewesen, mir sofort eine Stellung zu suchen, ich hätte mich nie als Mannequin gemeldet. Meine Sprachkenntnisse hätten mir ja auch Verdienst gesichert, aber doch nicht so viel, um meine Mutter und meine drei Brüderchen zu erhalten.“

Wieder umfaßte sie ein warmer Blick. „Das alles ruht also auf Ihren schwachen Schultern?“

„Oh, die sind nicht so schwach! Und ich arbeite ja auch sehr gerne. Nur dieses öffentliche Schaustellen meiner Person ist mir fürchterlich. Deshalb hat ich Sie neulich, mich nicht zur Ausstellung zu schicken, aber Sie blieben hart.“

Er neigte sich lächelnd näher zu ihr. „Ja, ich bin ein Tyrann. Es ist aber auch eine starkes Ansinnen an einen Geschäftsmann, seinen hübschesten Mannequin unter Schloß und Riegel zu halten. Allerdings — Sie sind ja gar kein richtiger Mannequin, sondern ein liebes kleines Mädchen, das ein ganz besonderes Glück verdient.“

Er stand auf und zog sein Taschentuch, um sich die heiße Stirn zu trocknen. Dabei fiel etwas Weißes, Schimmerndes zu Boden — ein Stück Zucker.

Mit einem verlegenen Lachen hob er es rasch auf. „Nun halten Sie mich wohl für einen Dieb — nicht wahr? Aber Sie flohen ja in den äußersten Winkel vor mir. Da blieb mir nur die List übrig. — Auf Wiedersehen, Fräulein Dubois!“

Regungslos schaute sie ihm nach. Ein banges und zugleich wehmütiges Gefühl stieg in ihr auf. Wie lieb

hatte er sie eben angesehen! So hatte sie überhaupt noch niemand angesehen, so offen, herzlich und gleichzeitig zaghaft. Musettes Bemerkung war vielleicht nur eine boshafte Verleumdung. Sie haßte das Mädchen plötzlich. —

Was Barbarouche prophezeit, traf ein. Marguërite bekam fei-



nen Preis trotz ihrer prachtvollen Robe und ihres lieblichen Gesichtchens. Dagegen erhielt Claudine eine Medaille und wurde dafür vom Chef mit freundlichen Worten ausgezeichnet. Etwas wie Neid erfaßte

Marguërite. Während sie hastig und aufgereggt in ihren Mantel schlüpfte, trat der Chef an sie heran.

„Also richtig nichts!“ sagte er bedauernd.

Sie knöpfte krampfhaft an ihren Handschuhen. „Fräulein Claudine hat doch eine Medaille bekommen.“

„Fräulein Claudine ist nicht Sie. Ihnen hätte ich es zunächst gegönnt.“

„Wer weiß, ob ich für die Auszeichnung das richtige Verständnis besitze.“

„Für die Vergünstigung, die ich daran zu knüpfen gedachte, sicher. Ich beabsichtigte nämlich, falls Sie einen Preis gewannen, Sie Ihrem Wunsche gemäß vom Außendienst zu dispensieren.“

Mit einem Ruck fuhr sie herum. „Und weil ich Sie enttäuscht habe, wollen Sie also diese Vergünstigung zurücknehmen?“

Er nickte lächelnd. „Selbstverständlich. Für mich bedeutet Ihre Niederlage ja einen Gewinn. Ein Mannequin wie Sie erregt überall Aufsehen, so daß ich sehr zufrieden bin, von der Vergünstigung, die ich Ihnen in einer weichen Anwendung zgedacht, absehen zu können. Ich werde Sie jedenfalls sehr bald wieder in die Oper schicken.“

Sie antwortete nicht. Mit Tränen in den Augen wandte sie sich ab. Wenn er so grausam sein konnte, dann — dann war er doch ein — Mohammedaner!

Nach zwei Tagen schon übergab der Geschäftsführer Marguërite ein Logenbillet mit dem kurzen Bemerkten, daß der Chef wünsche, sie möge es am selben Abend benützen.

Da brach die zitternde Hoffnung lautlos in ihr zusammen.

Mißmutig kleidete sie sich abends an und fuhr zur

Oper. Nun würde sie wieder allein in der Loge sitzen, begafft von aufdringlichen Blicken, ein Gegenstand allgemeiner Neugier. Wie demütigend war das!

Plötzlich durchzuckte sie blitzähnlich ein Gedanke. Wenn sie ganz einfach nach Hause fuhr, anstatt sich neuerdings der Gefahr einer Belästigung auszusetzen? Das war eine prachtvolle Idee. Und erfahren würde es ja niemand, daß sie ihrem Chef ein Schnippchen geschlagen.

Sie klopfte dem Kutscher und befahl ihm, nach ihrer Wohnung zu fahren.

So, nun war sie aus der Patsche. Das Weib ist doch immer klüger als der Mann. —

Heiter wie nie erschien Marguérite am anderen Morgen im Geschäft. Eine kleine, boshafte Schadenfreude über das Gelingen ihres Planes erfüllte sie, durch die sie die schmerzhaften Stiche in der Herzgegend zu übertönen suchte. Als sie eine Weile allein im Hinterstübchen war, begann sie sogar zu singen.

„Nun, Sie sind ja sehr gut gelaunt, Fräulein Dubois!“ erklang es plötzlich vom Eingang her.

Erschrocken wandte sie sich um. Barbarouche stand vor ihr.

Sie grüßte ein wenig trozig. „Warum sollte ich es nicht sein?“

„Nun, ich freue mich ja nur über Ihren Frohsinn. Sie haben wohl gestern einen recht vergnügten Abend verbracht — trotz Ihrer Abneigung gegen die Öffentlichkeit?“

Sie senkte verlegen das glühende Gesicht. „Ach ja, es war ein recht angenehmer Abend,“ sagte sie so harmlos als möglich.

„Es hat Sie niemand belästigt?“

„Niemand.“



„Wann kamen Sie nach Haus? Um zehn Uhr?“

„Gewiß. Aber —“

Er verschränkte die Arme über der Brust und schaute belustigt in ihr ängstliches Gesicht. „Nun, ich frage nur, weil die Oper doch erst um halb elf Uhr aus war.“

Wie vom Donner gerührt starrte sie ihn an. Jetzt begriff sie endlich. Er wußte es, daß sie wie ein unartiges Kind die Oper geschwänzt hatte. Wenn er sie darauffhin entließ! Jetzt, wo sie daheim schon so sehnsüchtig auf ihr erstes Gehalt warteten!

Ein flehender Blick traf den Chef, der mit der Miene eines erzürnten Richters vor ihr stand. „Sie wissen also, daß ich —“

„Allerdings, Fräulein Dubois.“ Er trat auf sie zu und legte ihr die Hand auf die Schulter. „Die Loge, die für Sie bestimmt war, hat einen recht trübseligen Gast beherbergt.“

„Einen Gast?“ fragte sie verständnislos. „Wen denn?“

„Mich!“

„Sie waren mir also nachgegangen —“

„Wenn Sie es so nennen wollen. Es geschah aber nicht in der Absicht, Ihren Gehorsam zu prüfen.“

„Aus welchem Grunde sonst?“

Er lächelte. „Wenn Sie das nicht erraten, ist es für mich keine gute Vorbedeutung. Ein Chef darf im eigenen Hause mit seinen Angestellten nicht mehr als das Nötige sprechen, wenn er die, die er lieb gewonnen, nicht gehässiger Verleumdung aussetzen will. Ich aber hätte Ihnen so viel zu sagen gehabt — all das, was ich seit dem Tage, da Sie zum ersten Male bittend die Hände zu mir emporhoben, in mir herumtrage. Da hatte ich mir also den gestrigen Abend dazu auserkoren, und meine anscheinende Grausamkeit war

nur die Brücke zu einem für mich höchst verlockenden Ziel. Diese Brücke hat Ihre eigenmächtige Handlung weggezogen. Ich war sehr, sehr traurig darüber. So, nun habe ich ganz klar und offen zu Ihnen gesprochen. Zürnen Sie mir?“

Ein Tränenstrom brach aus ihren Augen. „Zürnen, ach! Ich bin ja so —“

Sie stockte.

„Glücklich? Wollten Sie das sagen? Wollten Sie das wirklich sagen, Marguérite?“

Sie nickte stumm und verbarg das Gesicht in den Händen.

Da zog er ihr gewaltsam die Hände herab und drückte seine Lippen darauf.

Dann sagte er ernst: „Fräulein Dubois, Sie sind als Mannequin für mein Geschäft nicht zu verwenden, und ich entlasse Sie hiermit. — Aber,“ fuhr er mit bewegter Stimme fort, „willst du für immer die Herrin meines Hauses sein, Marguérite?“

Laut aufschluchzend fiel sie ihm in die weit geöffneten Arme.





## Das unsichtbare Joch.

Roman von Reinhold Ortmann.

(Fortsetzung und Schluß.)



(Nachdruck verboten.)

Ich sehe zu meinem Schmerz, daß Sie mich sehr ungerecht beurteilen," sagte Rasmussen dann. „Es ist wahr, daß ich Bardeleben nicht geliebt habe, seitdem er der Gatte meiner Schwester geworden ist. Ich hatte dazu meine triftigen Gründe. Aber ich bin doch kein Schurke, Fräulein Othmar, der imstande wäre, aus fanatischem Haß gegen Ehre und Gewissen zu handeln. Nicht um das Verderben meines ehemaligen Schwagers war mir's zu tun, sondern um Gerechtigkeit gegen einen Verbrecher. Der weitere Verlauf der Dinge, auf den ich ja nicht den geringsten Einfluß hatte, hat deutlich genug bewiesen, daß ich ihm weder in meinem Herzen noch in meinen Worten ein Unrecht getan.“

„Es gäbe also wirklich Menschen, die —“

„Schenken Sie mir, bitte, nur noch für wenige Augenblicke Gehör. Dem Beamten ist durch Josepha alles bestätigt worden, was das Zimmermädchen ausgesagt hatte. Er hat daraufhin eine Durchsuchung der Zimmer vorgenommen, in denen sich meine Schwester unmittelbar vor ihrem Tode aufgehalten, und er hat dabei ein Likörglas beschlagnahmt, aus dem sie offenbar getrunken hatte, bevor sie bewußtlos zusammenbrach. Der Rest des Getränkes, den sie darin zurück-

gelassen, war natürlich längst verdunstet, aber auf dem Boden des Gefäßes war ein Niederschlag verblieben, der eine chemische Untersuchung ermöglichte. Diese ist während der beiden letzten Tage von dem Gerichtschemiker in Breslau vorgenommen worden und hat als unanfechtbare Tatsache ergeben, daß dem Rognak, der sich zuletzt in dem Glase befunden, erhebliche Mengen eines rasch und unfehlbar tödlich wirkenden Giftes beigemischt waren. An diesem Gift, nicht an einem Anfall ihres Leidens ist meine arme Schwester gestorben.“

Mit hochklopfendem Herzen und stockendem Atem hatte Margarete seinen Worten gelauscht. Nun aber hob sich ihre Brust wie in einem Gefühl namenloser Erleichterung, und ihre Stimme klang wieder ruhig, als sie sagte: „Ich kann ja nicht wissen, ob das alles richtig ist, was Sie mir da erzählen; aber wenn es sich so verhält — glauben Sie wirklich, Herr Rasmussen, daß sich dann außer Ihnen noch irgend ein Mensch auf der Welt finden könnte, der Herrn v. Bardeleben für den Mörder seiner Gattin hält? Es ist ja möglich, daß er in ehrlichem Kampfe einen Menschen töten würde, der seinen Zorn gereizt hat. Aber durch Gift — nein, ich schäme mich vor mir selbst, daß ich darüber auch nur noch ein Wort verliere.“

„Sie urteilen, wie Ihr Empfinden es Ihnen eingibt, Fräulein, und was auch für mich Hartes und Kränkendes in Ihren Worten sein mag, ich denke doch nicht daran, Ihnen deshalb zu zürnen. Ja, noch mehr! Ich schwöre, daß ich der erste sein würde, meinen Schwager vor aller Welt demütig um Verzeihung zu bitten, wenn sich Ihr felsenfestes Vertrauen als berechtigt erweise. Aber es sieht nicht so aus, als ob ich jemals gezwungen sein könnte, ihm diese Genug-

tuung zu gewähren. Bardeleben ist heute durch einen Eilboten zu dem Waldenburger Untersuchungsrichter geholt worden, und nach allem, was ich in Erfahrung gebracht, ist es beinahe gewiß, daß das Verhör mit seiner Verhaftung enden wird. Der Verdachtsmomente, die gegen ihn sprechen, sind eben zu viele, und es ist eines darunter, das schwerer ins Gewicht fällt als alle anderen. Bardeleben war beinahe vermögenslos, als er meine Schwester heiratete. All den Wohlstand, den Sie hier sehen, hat ihre Mitgift auf dem überschuldeten Klein-Ellbach erblühen lassen. Wenn sie sich von ihm scheiden ließ, wie er es bei dem Unglück ihrer Ehe vielleicht ständig fürchtete, war er ruiniert. Wenn sie aber starb, ehe eine Scheidung erfolgt war, behielt er die Verwaltung und Nutznießung ihres auf Dietlinde übergegangenen Vermögens. Und —“

„Genug!“ Ein Befehl, so hart und herrisch, wie er ihn wohl noch nie vernommen, hatte Herbert Rasmussens Rede unterbrochen. „Wenn ich ein Mann wäre, Herr Oberleutnant Rasmussen, würde ich Ihnen auf diese schmachvolle Verdächtigung die Antwort geben, die sie verdient. So aber kann ich Ihnen nur verbieten, noch weiter über diese Dinge zu mir zu sprechen. — Etwas anderes haben Sie mir nicht mitzuteilen?“

Da verließ auch ihn die Beherrschtheit, die er bisher bewahrt hatte, und in erregtem Tone erwiderte er: „Ja, Fräulein Othmar! Ich habe Sie selbstverständlich nicht um diese Unterredung gebeten, weil es mir darum zu tun war, meinen Schwager vor Ihnen anzuklagen, sondern ich bin hier, um von Ihnen etwas zu fordern, was Sie mir nicht weigern werden, wenn Sie in Wahrheit diejenige sind, für die ich Sie seit dem ersten Augenblick unserer Bekanntschaft gehalten. Das Kind meiner gemordeten Schwester darf

nicht länger unter dem Dache dieses verfluchten Hauses bleiben, und es darf unter keinen anderen Schutz gestellt werden als unter den meinigen. Sind Sie bereit, mit Dietlinde zu mir zu kommen, sobald Sie die Bestätigung erhalten, daß Bardeleben verhaftet worden ist?“

„Ihr Unsinnen ist eine Beleidigung, deren Sie sich in tiefster Seele schämen müßten.“

„Eine Beleidigung? Sie müssen mich völlig mißverstanden haben, wenn Sie es dafür nehmen können. Daß das Kind hier nicht bleiben kann, muß Ihnen doch einleuchten, denn dies Schloß wird hinfort eine Stätte des Grauens und des Abscheus sein für alle, die ihm nahe kommen. Von all dem Schrecklichen nicht zu reden, das der Fortgang der Untersuchung mit sich bringen muß. Aller Voraussicht nach wird man ja nicht einmal die Grabesruhe meiner Schwester respektieren können. Soll Dietlinde vielleicht mit eigenen Augen sehen, daß man die irdische Hülle ihrer Mutter vom Kirchhof wegfährt, um sie auf den Sezierstisch zu legen?“

„Sie wird davon so wenig sehen wie von irgend etwas anderem Schrecklichen — verlassen Sie sich darauf! Darüber aber, ob sie hier bleibt oder nicht, hat der Baron Bardeleben zu bestimmen, sonst niemand auf der Welt, und wenn der Wahnsinn verblendeter oder rachgieriger Menschen in Wahrheit heraufbeschwören sollte, was Sie prophezeien, so werde ich ganz gewiß alle meine schwachen Kräfte dafür einsetzen, daß sie niemals in die Gewalt eines Mannes kommt, der mit vollem Bewußtsein ihr junges Leben zerstört und vergiftet hat. Solange man mir das Kind nicht gewaltsam entreißt, so lange werde ich es auch lehren, seinen Vater zu lieben und die zu verabscheuen,

die in blindem Haß nach eines edlen und ritterlichen Mannes Verderben trachten.“

Margarete hatte das Zimmer längst verlassen, als auch Herbert Rasmussen, schwerer als sonst auf seinen Stock gestützt, die Tür hinter sich zuzog, um langsam über den Korridor und durch die dunkle Parkallee der abseits gelegenen Stelle zuzuschreiten, wo ihn sein Wagen erwartete.

### Einundzwanzigstes Kapitel.

Die neunte Abendstunde war schon vorüber, als der Klang des Schlittengeläuts vor dem Herrenhause die Heimkehr des Schloßherrn ankündigte. Bardeleben sah nicht wesentlich anders aus, als seine Umgebung ihn seit Wochen kannte, und er erteilte, bevor er die Halle betrat, dem Kutscher in gewohnter Weise die auf den nächsten Tag bezüglichen Befehle.

Als ihm der Diener den Pelz abnahm, fragte er: „Wissen Sie, ob Fräulein v. Ostrowski sich bereits zurückgezogen hat?“

Er erhielt den Bescheid, daß das gnädige Fräulein sich noch im Wohnzimmer befinde. Da fuhr er noch einmal mit beiden Händen durch seinen Bart und redete sich auf, wie wenn er energisch eine schwere Müdigkeit abschütteln wolle, bevor er Jadwiga gegenübertrat.

Sie bemühte sich nicht, freundlich und heiter zu scheinen, als sie ihren Vetter die Schwelle überschreiten sah. Sie hatte seine Heimkehr nur abgewartet, weil sie in den endlos langen Stunden dieses peinvollen Tages zu dem festen Entschluß gelangt war, noch heute eine Aussprache herbeizuführen, die ihr Gewißheit verschaffte über das, was sie von der nächsten Zukunft zu erwarten hatte.

„Ich habe dir eine Mitteilung zu machen, liebe Jadwiga, und ich hoffe, du wirst mir verzeihen, wenn sie auf nichts anderes hinausgeht als auf eine Aufkündigung der Klein-Ellbacher Gastfreundschaft.“

Sie richtete sich auf und sah ihm gespannt ins Gesicht. „Es müssen sich ja außerordentliche Dinge zgetragen haben, wenn du dich veranlaßt siehst, mir die Tür zu weisen.“

„Nun ja, man darf sie wohl außerordentlich nennen. Es ist die Vermutung aufgetaucht, daß Irma nicht an ihrer Krankheit, sondern durch — durch eine Vergiftung gestorben sei.“

Jadwiga schlug mit einem Aufschrei des Entsetzens die Hände zusammen. „Durch eine Vergiftung — sagst du? Aber du selbst, Harro — du selbst glaubst doch nicht daran?“

„Nachdem die Wissenschaft gesprochen hat, bleibt mir wohl kaum etwas anderes übrig, als daran zu glauben.“

„Aber wie soll denn das geschehen sein? Es könnte sich doch nur um einen unglücklichen Zufall handeln, um eine verdorbene Speise vielleicht oder —“

„Nein. Nach der Auffassung der Behörden handelt es sich entweder um Selbstmord oder um ein Verbrechen. Es sieht fast so aus, als ob man das letztere für das Wahrscheinlichere hielte.“

„Und von wem? Man müßte doch gegen irgend jemand Verdacht haben, um an eine so furchtbare Möglichkeit zu glauben!“

„Vielleicht hegt man solchen Verdacht in der Tat. Ich kann dir darüber keine Auskunft geben, denn man hat sich gegen mich nicht ganz rückhaltlos ausgesprochen. Jedenfalls aber werden die Tage, die den Bewohnern meines Hauses bevorstehen, nicht von der angenehmsten



Art sein, und ich würde dir einen schlechten Beweis meiner Dankbarkeit geben, wenn ich nicht den Wunsch hätte, dir dies zu ersparen.“

„Ich verstehe nicht, Harro, was du damit meinst. Was sollte mir denn geschehen?“

„Dir persönlich natürlich nichts. Aber die Gelegenheit wird morgen im Munde der ganzen Umgebung sein, wenn sie es nicht schon heute ist. Jeder, der mit dem Schloß irgendwie im Zusammenhang steht, wird fortan zu einer Sehenswürdigkeit für die ganze Bevölkerung werden. Du würdest bei der Gelegenheit vielleicht erfahren müssen, daß es ein gar böses Ding ist, der Gegenstand einer sensationshungrigen Neugier zu sein.“

„Vergleichen kann man übersehen, und wo es sich nicht übersehen läßt, kann man es ignorieren.“

„Aber es könnten auch Dinge geschehen, die sich beim besten Willen nicht übersehen oder ignorieren lassen. Der Apparat einer strafrechtlichen Untersuchung pflegt ebenso umständlich als rücksichtslos zu arbeiten. Zunächst wird man selbstverständlich durch eine nachträgliche Sektion festzustellen suchen, ob sich die Annahme eines gewaltsamen Todes aus dem Leichenbefund erweisen läßt.“

Jadwiga machte eine Gebärde des Entsetzens. „Welch gräßliche Vorstellung! Mußt du denn das gestatten?“

„Es wird mir wohl nichts anderes übrig bleiben. Weshalb sollte ich es denn auch zu hindern suchen? Habe ich nicht vor allen anderen ein Interesse daran, die Ursache von Irmas plötzlichem Tode festgestellt zu sehen?“

„Ja, wenn man es so betrachtet — schon. Aber das ist doch wohl auch alles, was man in der Sache tun kann?“

„Dafür möchte ich mich nicht verbürgen. Die Wege der Justiz sind unerforschlich und die Einfälle eines klugen Untersuchungsrichters unberechenbar. Man wird eine Menge von Verhören anstellen, wird Haus-suchungen vornehmen, früher oder später vermutlich auch Verhaftungen —“

„Du denkst an eine bestimmte Persönlichkeit, Harro, wenn du von der Möglichkeit einer Verhaftung sprichst. Ich beschwöre dich, foltere mich nicht länger! Sage mir, an wen du dabei denkst.“

„Nun, dies Schicksal könnte doch ebensowohl mich treffen wie irgend einen anderen.“

„Harro!“ Sie sprang auf und eilte zu ihm hin, um ihre Hände auf seine Schultern zu legen und ihm mit flackerndem Blick ins Gesicht zu sehen. „Was auch geschehen mag — ich will alles, alles ertragen, wenn du mir jetzt schwören kannst, daß dein Gewissen rein ist, daß du keinen Anteil hast an Jrmas Tod!“

Er hatte ohne ein Zucken der Lider ihren Blick ausgehalten, und nun huschte es um seine Mundwinkel fast wie ein Lächeln. „Sieh — sieh — auch du also!“ sagte er gelassen. „Vielleicht hältst du mich nicht erst seit heute für ihren Mörder?“

„Sprich das gräßliche Wort nicht aus, denn es macht mich verrückt. Nein, nein, ich glaube nicht daran — ich will und ich kann nicht daran glauben. Aber ich habe ein Recht zu verlangen, daß du mir hilffst, standhaft und stark zu bleiben. Warum willst du dich weigern, mir zu bestätigen, daß du ohne Schuld bist?“

„Aus einem sehr triftigen Grunde, liebe Jadwiga. Es wäre dir doch nicht damit gedient, wenn ich jetzt zu deiner Beruhigung einen Meineid leistete — nicht wahr?“

Erst stand sie regungslos, als vermöchte sie nicht auf der Stelle den Sinn seiner Erwiderung zu fassen. Dann ließ sie ihre Arme herabsinken und wich von ihm zurück. „Ich weiß nicht, was dich veranlaßt, mich so zu peinigen,“ sagte sie unsicher. „Oder soll dies vielleicht eine Probe sein, Harro? Wahrhaftig, es wäre ein abscheuliches Experiment!“

„Darum wirst du mir wohl auch glauben, daß es keines sein soll. Du hast eine Aufforderung an mich gerichtet, und ich habe dir erklärt, daß ich ihr nicht nachkommen kann. Das ist alles. — Du wirst mich darum, wie ich hoffe, ja noch nicht gleich für einen Giftmischer halten. Im übrigen mußt du verzeihen, wenn ich nicht aufgelegt bin, dies Thema noch weiter zu erörtern. Innerhalb meines Familientreffes wenigstens möchte ich mit allen Verhören verschont bleiben.“

Jadwiga hatte ihm den Rücken gekehrt und sich in einen Sessel geworfen. Sie legte die Hände vor das Gesicht, und es schien, daß sie weinte.

Bardeleben sah eine Weile auf sie nieder, dann, ohne sich ihr zu nähern, sprach er weiter: „Es tut mir leid, daß dir unter meinem Dache so viel Ungemach widerfahren mußte, und ich mache mir bittere Vorwürfe, dich auf Klein-Ellbach festgehalten zu haben. Aber an dem, was einmal geschehen ist, läßt sich leider nichts mehr ändern. Hoffentlich wird es einer fröhlicheren Umgebung bald gelingen, die Eindrücke des hiesigen Aufenthalts aus deinem Herzen zu verwischen. Ich bitte dich, hinsichtlich deiner Abreise ganz nach deinem Belieben zu disponieren. Gute Nacht, Jadwiga!“

Da sie ihre Stellung nicht veränderte, ging er langsam zur Tür. Er hatte die Hand schon auf dem Drücker, als sie den Kopf erhob, um halblaut seinen Namen zu rufen.

Doch als er ihr sein Gesicht zuwandte, machte sie, schwer aufatmend, eine müde abwehrende Handbewegung. „Nein, nein, geh! Es ist besser, wenn wir jetzt nicht weiter miteinander reden.“

Er erwiderte nichts, neigte nur wie in schweigender Zustimmung das Haupt, dann zog er leise die Tür hinter sich zu.

Eine Stunde später brachte ihm der Diener in die Bibliothek ein schwarzgerändertes und mit schwarzem Siegellack verschlossenes Schreiben, auf dessen Umschlag Bardeleben die steilen Schriftzüge Jadwigas erkannte. Ohne das geringste Anzeichen ungeduldiger Spannung öffnete er, als der Diener hinaus war, mit dem Papiermesser den Umschlag, entfaltete langsam das Briefblatt und las: „Lieber Harro! Da ich ja nun weiß, daß Du mir darum nicht zürnst, mache ich von Deiner Erlaubnis Gebrauch und verlasse morgen früh Dein Haus. Der heutige Abend hat mir bewiesen, daß meine Nerven in der That den von Dir angekündigten Aufregungen nicht gewachsen sein würden. Und am Ende wäre durch mein Hiersein ja auch niemandem genützt. Von Berlin aus schreibe ich Dir ausführlich. Jetzt fühle ich mich dazu außerstande. Daß es besser ist, wenn wir uns unter den obwaltenden Umständen gegenseitig die Pein einer nochmaligen Begegnung ersparen, empfindest Du sicherlich ebenso lebhaft wie ich.“

In der Hoffnung auf ein Wiedersehen unter glücklicheren Verhältnissen und mit den innigsten Wünschen für Dich und meine teure kleine Dietlinde bin ich in treuer Freundschaft  
Deine Jadwiga.“

Mit raschem Blick hatte Bardeleben den Abschiedsbrief seines schönen Gastes überflogen und legte ihn beiseite, ohne daß sich Schmerz oder Enttäuschung in

seinem Gesicht gespiegelt hätten. Daß sie vor dem Verhängnis floh, dessen vorausgeworfene Schatten sie bereits über das Klein-Elbacher Herrenhaus fallen sah, bedeutete ihm nach allem, was er in diesen letzten Wochen von ihr gesehen, keine Überraschung mehr.

### Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Bardeleben vernahm ein leises Klopfen erst dann, als es zum dritten Male wiederholt worden war. Nun ließ er die Aufforderung zum Eintritt ergehen und warf zugleich einen verwunderten Blick auf die Schreibtischuhr. Es war kurz vor Mitternacht. Wer konnte um diese Stunde noch das Verlangen haben, ihn aufzusuchen?

Plötzlich sprang er in Überraschung und Erschrecken von seinem Schreibstisch auf. „Sie sind es, Fräulein Othmar? Was ist geschehen? Dietlinde ist doch nicht krank?“

„Nein, Herr Baron, sie schläft sanft und ruhig. Aber als ich bei meiner Rückkehr von einem Gang durch den Park noch Licht in der Bibliothek sah, konnte ich dem Verlangen nicht widerstehen, Sie noch heute um Gehör zu bitten.“

„Sie wissen, daß ich immer zu Ihrer Verfügung bin. Bitte, nehmen Sie Platz. Kann ich Ihnen in irgend etwas dienen?“

„Sie sollen mich nur anhören, Herr Baron, und Sie sollen — Sie sollen mir versprechen, mir nicht zu zürnen.“

„Das müßten ja ungeheuerliche Dinge sein, die mich dazu bewegen könnten.“

„Es ist sehr wohl möglich, daß Ihnen ungeheuerlich scheint, was ich mir herausgenommen. Aber nun,

da es geschehen ist, muß ich es wohl darauf antkommen lassen, Ihren Unwillen zu erregen. Ich habe mich in Dinge gemischt, um die ich mich wohl eigentlich nicht hätte kümmern dürfen. Aber ich habe es getan, weil ich nicht anders konnte.“

„Sie sehen mich in äußerster Spannung. Waren es Dinge, die mich betreffen, Fräulein Othmar?“

„Ja — Sie und — und Ihre verstorbene Gemahlin.“

Er hatte sich erst jetzt wieder gesetzt, und nun gab er dem Schirm der Arbeitslampe einen Stoß, daß sein Gesicht plötzlich ganz im Schatten war. „Bitte — lassen Sie hören!“

„Sie werden sich erinnern, Herr Baron, daß die Nacht, in der Frau v. Bardeleben starb, die erste meines Aufenthalts auf Klein-Ellbach war.“

„Ich erinnere mich sehr gut.“

„Ich war damals von der Reise müde und schlief darum fester, als es sonst wohl der Fall ist. Aber mitten in der Nacht wachte ich doch auf. Und zwar von einem Schrei.“

„Von einem Schrei? Das ist seltsam. Was für ein Schrei war das?“

„Er klang wie ein Aufkreischen der Angst oder des Entsetzens oder des furchtbarsten körperlichen Schmerzes. Und er kam aus dem Munde einer Frau.“

„So waren Sie die einzige im Hause, die etwas Derartiges gehört hat. Aber fahren Sie, bitte, fort.“

„Ich war munter geworden und lauschte. Weil aber jetzt alles still blieb, glaubte ich, daß ein lebhafter Traum mich getäuscht habe, und schlief, von der Müdigkeit überwältigt, fast sogleich wieder ein.“

„Und woraus schließen Sie jetzt, daß es etwas anderes gewesen sei als ein Traum?“

„Daraus, Herr Baron, daß ich doch nicht, wie Sie

annehmen, die einzige gewesen bin, die diesen Schrei gehört hat.“

„Wer außer Ihnen will ihn vernommen haben?“

„Dietlinde, Herr v. Bardeleben!“

Er beugte sich vor, und sie sah, daß sein Gesicht ganz fahl geworden war. „Dietlinde? — Und das — das erfahre ich erst heute?“

„Auch ich weiß es erst seit diesem Abend. Die Kleine hat bisher zu niemandem davon gesprochen. Sie würde wohl auch weiter geschwiegen haben, wenn ich sie nicht direkt gefragt hätte. Da konnte sie ihr Geheimnis nicht länger bewahren, denn ich bin überzeugt, daß sie lieber sterben würde, ehe sie mich belöge.“

„Verzeihen Sie, aber alles, was Sie mir da erzählen, sind für mich Rätsel — nichts als Rätsel. Wie kamen Sie denn gerade heute dazu, Dietlinde zu befragen?“

„Weil ich an diesem Nachmittag erfahren hatte, daß man einen — einen schrecklichen Verdacht hegt in bezug auf den Tod der Frau Baronin.“

„Von wem haben Sie das erfahren?“

„Von dem Herrn Oberleutnant Rasmussen, der hierher gekommen war und mich um eine Unterredung bitten ließ.“

„Was? Hier ist er gewesen — hier im Hause? Das hat er gewagt? Und um Sie zu sprechen?“

„Ja.“

„Das beweist mehr Mut, als ich meinem Herrn Schwager zugetraut hätte.“

„Der Herr Oberleutnant wußte wohl, daß er Sie nicht antreffen würde. Er war, wie es schien, über alles sehr genau unterrichtet.“

„Darf ich erfahren, was er Ihnen gesagt hat?“

„Ich kann es nicht wiederholen, Herr Baron, denn

es war so unsinnig, daß ich zuerst allen Ernstes an dem Verstand des Herrn Rasmussen zweifelte.“

„Dann ist wohl kein besonderer Scharfsinn nötig, es zu erraten. Er hält mich für den Mörder seiner Schwester — ist es nicht so, Fräulein Othmar?“

Sie senkte den Kopf und schwieg.

„Auf diese Mitteilungen meines Schwagers hin also kam Ihnen der Gedanke, Dietlinde auszufragen? — Eigentlich, mein liebes Fräulein, ist mir das noch nicht ganz klar.“

„Der Gedanke kam mir auch nicht sogleich. Aber ich war sehr bestürzt und aufgeregt über das, was ich gehört hatte, und ich bemühte mich, mir alle Eindrücke jener Nacht ins Gedächtnis zurückzurufen. Da fiel mir auch etwas ein, was ich fast vergessen hatte. Die Verbindungstür zwischen meinem Zimmer und dem Schlafgemach Dietlindes hatte weit offen gestanden, und als mich der Schrei aufschreckte, war es mir gewesen, als sähe ich etwas Weißes, Bewegliches an der Türöffnung vorübergleiten. Ich hatte den Namen Dietlindes gerufen, aber keine Antwort erhalten. Und dann, wie ich schon sagte, war ich fast sogleich wieder eingeschlafen. Nun aber kam mir nicht nur das wieder in den Sinn, sondern auch mancherlei Auffälliges in dem späteren Benehmen des Kindes. Da hielt ich es für meine Pflicht, sie zu befragen.“

„So wäre also glücklich auch das arme Kind mit in den Höllensabbat hineingezogen, der mich umspukt!“

Er hatte es in grimmig bitterem Tone gesprochen, und Margarete war bis in die Stirn hinauf errötet.

„Die Kleine hat selbstverständlich keine Ahnung, Herr Baron, weshalb ich sie gefragt, ob sie in jener Nacht ihr Bett verlassen habe. Aber wenn ich trotz-



dem etwas Unrechtes getan habe, so bitte ich um Verzeihung.“

Er winkte beschwichtigend mit der Hand. „Ich wollte Ihnen keinen Vorwurf machen. Erzählen Sie nur weiter!“

„Dietlinde bejahte ohne weiteres meine Frage und erzählte mir alles, was sie erlebt und gesehen.“

„Gesehen — sagen Sie? Gesehen? Das können doch nur Hirngespinnste sein. Denn wenn sie nicht etwa ihre Stube verlassen hat, was könnte sie dann gesehen haben?“

„Darf ich wiederholen, was ich aus ihrem Munde erfahren habe?“

„Selbstverständlich! Darum sind Sie doch gekommen.“

„Sie sagt, daß sie nicht habe schlafen können, und daß sie von einer schrecklichen Angst ergriffen worden sei, als sie nebenan heftige, streitende Stimmen gehört habe, die Stimme ihrer Mama und — und die Ihrige, Herr Baron! Zuletzt habe sie es nicht mehr in ihrem Bett ausgehalten und sei leise aufgestanden, um sich an die Tür zu schleichen, die in das Ankleidezimmer der Frau Baronin führt. Da habe sie durch das Schlüsselloch gespäht und habe durch die offenen Verbindungsthüren der hellerleuchteten Gemächer deutlich bis in das Arbeitszimmer sehen können —“

„Weiter! Weiter!“

„Sie hat nichts von dem verstanden, was dort gesprochen wurde; aber sie will wahrgenommen haben, daß ihre Mama plötzlich zu Boden glitt, genau so, wie sie es schon früher einmal bei einem Krankheitsanfall der Frau Baronin gesehen hatte. Gerade vor dem Schreibtisch hätte sie auf dem Teppich gelegen, und Sie, Herr Baron, hätten sie aufgehoben, um sie zu dem

Ruhebett zu tragen. Sie hätten sich dann überall umgesehen, als ob Sie nach etwas suchten —“

„Es sind wirklich nicht bloß Phantasien, die Ihnen das Kind erzählt hat,“ fiel er ein. „Ja, ich suchte nach einem Belebungsmittel für die Ohnmächtige. Erst, als ich keines fand, lief ich hinaus, um ein weibliches Wesen zu ihrem Beistand zu holen, denn ich fürchtete, es würde zu lange währen, bis auf mein Klingeln eines erschiene.“

„Auch daß Sie das Zimmer verließen, hat Dietlinde gesehen. Und dann —“

Sie brach erschrocken ab, denn er stand plötzlich in seiner ganzen Redengröße dicht neben ihrem Stuhl, und sie sah das Zucken seiner Gesichtsmuskeln, als er sich herabneigte, um beinahe flüsternd zu fragen: „Und dann? Ja, was dann? Das eben ist's, was hier über Leben und Sterben entscheidet.“

Es war vorbei mit seiner Kraft, sich zu bezwingen — ganz und gar vorbei! Den sie in diesem Augenblick vor sich hatte, war nicht mehr der vornehm beherrschte Kavalier, sondern es war ein gehetzter, gepeinigter, von den grausamsten Seelenqualen halb gebrochener Mensch — ein Unglücklicher, dem ihre ganze Seele zuflog in heiß überströmendem Mitgefühl.

„Und dann, Herr Baron,“ sagte sie mit bebender Stimme, indem sie sich ebenfalls erhob, „sprang Ihre Frau Gemahlin auf — fast in demselben Augenblick, wo sich die Tür hinter Ihnen geschlossen hatte, und trat in ihr Schlafzimmer. Lassen Sie mich Dietlindes eigene Worte wiederholen, denn ich habe sie mir so fest eingepägt, daß ich sie wahrscheinlich mein Leben lang nicht mehr vergessen werde: „Dann war es so, als ob die Mama etwas vergessen hätte. Sie ging noch

einmal in Papas Arbeitszimmer zurück und nahm etwas vom Schreibtisch. Als sie damit in das Ankleidezimmer kam, konnte ich sehen, daß es ein kleines Glas war. Sie hatte ihr Gesicht nach mir gedreht, und sie lachte. Dann führte sie das Glas an den Mund und trank daraus. Aber wie sie es eben wieder auf den Tisch gesetzt hatte, neben dem sie stand, schrie sie ganz laut und faßte sich mit beiden Händen an den Hals und an die Brust. Dann fiel sie mit einem Male um, aber ganz anders als vorher, und mit dem Kopf gerade auf die Kante von dem Stuhl, daß ich es deutlich hören konnte, wie sie aufschlug. Ich wollte auch schreien, aber ich konnte nicht. Und dann hörte ich, wie man mich rief und mich fragte, ob ich wach wäre. Da schlich ich nach meinem Bett zurück und horchte bloß noch. Aber es dauerte noch eine lange Weile, bis ich wieder hörte, daß nebenan gesprochen wurde. Es war der Papa, und er rief: „Irma! Irma! Was ist dir?“ Aber dann hörte ich, daß Josepha auch dabei war, und da dachte ich, nun würden sie der Mama gewiß helfen, und kroch ganz unter mein Deckbett, weil ich nichts mehr hören wollte.‘ Das hat Ihr Kind gesehen, Herr Baron! Und nun — nun ist doch alles klar?“

Sie hatte hastig, fast überstürzt gesprochen, als könne sie die Worte, die ihm Erlösung bringen sollten, nicht schnell genug über die Lippen bringen, und sie war ganz außer Atem, als sie geendet.

Bardeleben hatte die Hand über die Augen gelegt, und dumpf, wie in hoffnungsloser Verzweiflung, kam es aus seiner Brust: „Ja, nun ist alles klar. Sehen Sie! Lassen Sie mich allein!“

Fassungslos, wie betäubt, sah sie ihn an. Aber sie ging nicht. Und als sie erkannte, daß er nicht willens

war, ihr etwas Weiteres zu sagen, hatte sie den Mut zu fragen: „Habe ich ein Unrecht damit begangen, daß ich es Ihnen erzählte?“

Langsam ließ er den Arm herabsinken und schüttelte den Kopf. „Nein. Aber den Herren vom Gericht gelte ich trotzdem für den Mörder meiner Frau, wenn sie auch einstweilen noch nicht den Mut haben, es mir ins Gesicht zu sagen oder mich verhaften zu lassen. Mein Schwager Rasmussen hat ihnen jedenfalls erzählt, daß ich diese Frau seit Jahren gepeinigt habe, und daß ich ein Interesse daran hatte, mir durch ihren Tod beizeiten den Besitz ihres Vermögens zu sichern. Solche Dinge wiegen schwer, wenn es an jeder anderen Erklärung für ihr gewaltames Ende fehlt.“

Margaretas Glieder zitterten, und sie fühlte ihre Brust wie von einem eisernen Bande umschnürt. „Aber diese Erklärung ist doch jetzt gefunden!“

Die Entschiedenheit ihrer Worte setzte ihn offenbar in Erstaunen. „Was könnte mir Ihre vermeintliche Aufklärung nützen? Selbst wenn man der Erzählung eines siebenjährigen Kindes und seinen durch ein Schlüßelloch gemachten Beobachtungen überhaupt Gewicht beilegte, würde man sich doch daraufhin höchstens ein etwas anderes Bild von der Ausführung meines Verbrechens machen. Weiter nichts. Bis jetzt scheint man nämlich allen Ernstes der Meinung zu sein, daß ich meiner Frau das Gift gewaltfam eingeflüßt habe, als sie durch einen Ohnmachtsanfall oder gar durch einen betäubenden Schlag widerstandsunfähig geworden war. Nun würde man sich den Hergang möglicherweise etwas anders konstruieren. Die Hauptsache bleibt aber immer, daß nur ich es gewesen sein kann, der das Gift in das Rognatgläschen geschüttet hat. Über diesen Gedankengang der Herren

bin ich mir vollkommen klar, und ich hege nicht den geringsten Zweifel, daß man mich in derselben Stunde verhaften wird, wo die Sektion erwiesen hat, daß meine Frau in der That einer Vergiftung erlegen ist.“

„Nein — nein!“ schrie sie auf. „Das kann nicht geschehen, und es wird nicht geschehen! Es ist ja ganz unmöglich! Sie müssen doch tausend Mittel haben, um zu beweisen, daß es unmöglich ist.“

„Ich wüßte kaum eines. Und wenn ich eines wüßte, Fräulein Margarete, würde ich doch kaum davon Gebrauch machen. Wissen Sie, was ich den scharfsinnigen Herren, die mich bisher in die Enge zu treiben suchten, auf ihre Fragen geantwortet habe? Nichts habe ich ihnen geantwortet — gar nichts. Und ein Schurke will ich sein, wenn ich's künftig anders halte.“

„Aber das ist ja bewußte Selbstvernichtung! So weit dürfen Sie Ihren Stolz nicht treiben — nein, so weit nicht!“

„Meinen Stolz? Wer sagt Ihnen denn, daß es Stolz ist, was mein Verhalten bestimmt? Natürlich werde ich mich entschieden gegen die Anschuldigung verwahren, ein gemeiner Giftmörder zu sein; darüber hinaus aber werde ich kein Wort zu meiner Verteidigung verlieren. Nicht weil ich zu stolz dazu bin, sondern weil es nicht der Mühe wert ist. Ob mich die Welt dieser Schandtat verdächtigt oder nicht — was bedeutet es neben der Anklage, die mein eigenes Gewissen gegen mich erhebt!“

„Ihr eigenes —“

„Ich bin erstaunt, daß Sie, die Kluge, Feinfühlige, das nicht verstehen. Nun, vielleicht sträuben Sie sich auch nur dagegen, es zu verstehen, weil Sie Mitleid mit mir haben.“

„Oh, Herr Baron!“

„Verleugnen Sie dies Mitleid nicht, denn es macht Ihnen wahrhaftig keine Schande. Sie haben mir's zu deutlich verraten, als daß ich Ihrer Ableugnung Glauben schenken würde. Daß es mir wohlthut, daß ich Ihnen dafür von Herzen dankbar bin — ich denke, die Art, wie ich zu Ihnen spreche, ist Beweis genug dafür. Von allem, was Menschen mir bis heute Gutes getan haben, ist dies das Allerbeste. Ich kann's Ihnen nicht lohnen; aber Wesen von Ihrer Art pflegen zum Glück ja auch nicht mit Belohnungen zu rechnen.“

„Lassen Sie uns nicht von mir sprechen,“ bat sie leise, ihr glühendes Antlitz zur Seite wendend. „Und wenn Sie — wenn Sie wirklich gut von mir denken, so lassen Sie mich nicht in dieser Qual. Was sollte Ihr Gewissen Ihnen zum Vorwurf machen, daß Sie sich darum eine so furchtbare Buße auferlegen müßten? Um Ihres Kindes willen beschwöre ich Sie —“

„Nichts von dem Kinde! Ihm gegenüber habe ich meine Rechte längst verwirkt. Erinnern Sie sich der Stunde, da es sich mit Entsetzen von mir abwandte? Seit dem heutigen Abend weiß ich ja nun auch, warum es geschah. Aber wenn ich das auch nicht erfahren hätte, ich würde mir doch richtig gedeutet haben, was halb instinktiv in dem jungen Herzen vorging. In den Augen meines Kindes war ich der Mörder seiner Mutter schon, als ich es noch vor keinem anderen zu sein glaubte als vor mir selbst.“

„Herr v. Bardeleben —“

„Warum starren Sie mich so entsetzt an? Haben Sie denn während dieser ganzen zwei Monate nicht ein einziges Mal gemerkt, wie es um mich stand? Nein, ich habe meiner Frau nicht nach dem Leben getrachtet, und ich habe meine Hand nicht gegen sie erhoben. Aber ich habe gewußt, daß sie krank, daß

sie herzleidend war und daß sie geschont werden mußte. Ich hätte dessen eingedenk sein müssen, als sie mir an jenem Abend entgentrat und im Ton der Gebieterin von mir verlangte, ich solle einem Schurken gewissermaßen Abbitte leisten, solle ihn auch weiter in meinem Hause dulden. Ich hätte sie mit milden Worten von der Unmöglichkeit ihrer Zumutung überzeugen sollen, ich hätte schweigen müssen — oder — ah, was weiß ich, was ich hätte tun sollen! Nur das eine durfte ich nicht, was ich wirklich getan habe. Ich durfte nicht in lodern dem Zorn auffahren und ihr nicht mit harter Rede verbieten, sich eines Unwürdigen, eines Elenden anzunehmen. Das, Fräulein Margarete, das war mein Verschulden.“

„Aber jeder andere an Ihrer Stelle würde wahrscheinlich das gleiche getan haben. Sie konnten —“

Er ließ sie nicht ausreden. „Wenn ich meine Frau geliebt hätte, wenn Sie mir nicht wie eine Fremde gewesen wäre und wie eine drückende Last auf meinem Leben — dann würde ich in jener Stunde sicherlich anders gedacht und gehandelt haben. Nicht meines Jähzorns klage ich mich an, sondern der schmachvollen Lüge, die meine Ehe fast seit ihrem Anbeginn gewesen ist, und der ich längst hätte ein Ende machen müssen. Es kommt jetzt nicht mehr darauf an, wer von uns beiden für diese Lüge verantwortlich zu machen war, es handelt sich nur noch darum, daß sie daran sterben mußte. Oder daß sie daran sterben wollte, was ja für mich noch tausendmal schlimmer ist.“

Jetzt begriff Margarete freilich, was in seiner Seele vorging, und sie wußte, daß sie ihn von diesem Augenblick an geliebt haben würde, wenn nicht schon längst all ihr Fühlen und Denken nur noch Liebe gewesen wäre. Sie verstand alles, sie sah, daß die schlimmste

Gefahr, die ihn bedrohte, nicht von außen kam, sondern aus der erbarmungslosen Selbstqual, in der er sich verzehrte.

Mit der impulsiven Entschlossenheit des liebenden Weibes wandte sie sich darum gegen diese Gefahr. „Noch ist nicht bewiesen, daß der Tod der Baronin ein freiwilliger war. Ein unglücklicher Zufall kann seine Hand im Spiele gehabt haben. Es kann auch das Verbrechen eines anderen gewesen sein, dem sie zum Opfer fiel.“

Bardeleben sah sie traurig an und bewegte verneinend den Kopf. „Sie meinen es gut, aber mit Dietlindes Erzählung ist für mich auch der letzte Zweifel gefallen. Urteilen Sie doch selbst! Ehe ich am Abend noch einmal nach dem Wirtschaftshofe hinüberging — Sie werden sich ja vielleicht erinnern, daß Sie mir auf der Treppe begegneten — hatte ich aus einer von dem Diener heraufgebrachten, noch mit dem Originalverschluß der Fabrik versehenen Kognatflasche mit eigenen Händen die Karaffe auf meinem Schreibtisch gefüllt. Es ist doch wohl absolut sicher, daß zu solcher Stunde außer meiner Frau niemand mehr jene Zimmer betreten hat. Als ich dann später zurückkehrte, füllte ich aus der Karaffe eines der beiden Gläser und hätte es geleert, wenn ich nicht durch den Eintritt und die Anrede meiner Frau daran gehindert worden wäre. Wie sich die Dinge weiter zugetragen haben, wissen Sie aus der Erzählung meines Kindes. Der Anfall, der mich veranlaßte, nach dem Mädchen zu laufen, mag ja wohl erheuchelt gewesen sein, die Verzweiflung aber, die die Unglückliche trieb, unmittelbar nach meiner Entfernung das tödliche Gift in das erste beste Getränk zu schütten, das ihr zur Hand war, ist sicherlich nicht erheuchelt gewesen. Ein fremdes Verschulden



ist da ebenso vollständig ausgeschlossen wie ein unglücklicher Zufall. Schuldig ist nur der, der sich anklagen muß, der Urheber ihrer Verzweiflung gewesen zu sein. Und seinen Namen brauche ich Ihnen jetzt ja nicht mehr zu nennen.“

Margarete sah keine Möglichkeit mehr, ihn zu einer anderen Auffassung zu überreden, und dabei dachte sie plötzlich an die kleine Szene zwischen der Baronin und Reibnitz, deren unfreiwillige Zeugin sie unten im Speisezimmer gewesen war. „Was Sie sich da zum Vorwurf machen,“ sagte sie, „ist doch nur eine Angelegenheit Ihres eigenen Gewissens. Es hat jedenfalls nichts zu schaffen mit dem schrecklichen Verdacht, von dem Sie sich bedroht sehen. Gegen diesen Verdacht aber müssen Sie sich wehren mit allen Mitteln, die Ihnen zu Gebote stehen. Sie müssen es, Herr Baron!“

„Nun, wir werden ja sehen,“ entgegnete er, wie wenn er damit allen weiteren Vorstellungen ein Ende machen wolle. „Aufs Blutgerüst oder ins Zuchthaus wird man mich ja vermutlich nicht schicken, auch wenn ich mich durch die Verweigerung irgendwelcher Auskünfte über das Elend meines Ehelebens vorläufig noch verdächtiger machen sollte, als ich es schon bin. Das Kind aber muß aus dem Spiel bleiben. Wollen Sie mir einen neuen Beweis Ihrer opferwilligen Güte geben, so kann es auf bessere Weise geschehen als durch den Versuch eines Beistandes, der mir wahrscheinlich nicht das geringste nützen würde. Es liegt mir daran, die Kleine vor jeder Berührung mit den Dingen bewahrt zu sehen, die sich in der nächsten Zeit hier ereignen könnten, und ich mache Ihnen darum den Vorschlag, so bald als möglich, am liebsten schon morgen, mit dem Kinde abzureisen. Irgendwohin, an die Riviera, nach Italien — oder wohin Sie sonst wollen.

Auch Sie müssen sich ja wie erlöst fühlen, wenn Sie das Dach dieses Hauses nicht mehr über Ihrem Kopfe wissen.“

„Nein,“ hauchte sie mit zitternder Stimme. „Ich hoffe, Sie werden das nicht im Ernst von mir verlangen.“

„Fürchten Sie die Strapazen der Reise? Oder die Last der Verantwortung? Sie können ja Josepha mitnehmen, falls die Herren vom Gericht in der Entfernung dieser wichtigen Zeugin nicht etwa einen Verdunkelungsversuch erblicken sollten.“

„Nicht deshalb bitte ich Sie, bleiben zu dürfen, Herr Baron. Ich werde Dietlinde auch hier zu schützen wissen vor jeder Berührung mit Dingen, die ihre kindliche Unbefangenheit gefährden könnten. Ich verspreche Ihnen heilig, daß ich sie hüten will zu jeder Stunde, daß nichts Häßliches ihr nahe kommen soll. Und wenn Sie daran zweifeln, daß ich dies Versprechen zu erfüllen vermag, so ist doch auch noch das gnädige Fräulein da, um —“

Er streckte ihr den Brief Adwigas entgegen, den er mit raschem Griff vom Schreibtisch aufgenommen hatte. „Lesen Sie!“ sagte er, da sie betroffen zauderte. „Ich ersuche Sie darum.“

Als sie die Hand mit dem Blatte wieder sinken ließ, lag der Ausdruck eines aus den edelsten und reinsten Empfindungen geborenen Entschlusses wie ein verklärendes Leuchten über ihrem schönen, ernsten Gesicht. „So will ich die Verantwortung allein auf mich nehmen. Ich bin stark genug, sie zu tragen. Vertrauen Sie die Unschuld Ihres Kindes ohne Sorge meinem Schutz an, Herr Baron! Nur lassen Sie mich hier!“

„Aber warum wollen Sie durchaus hier bleiben — warum?“

„Weil ich jetzt an keinem anderen Ort sein könnte, weil ich fern von hier vergehen müßte vor Sorge und Herzensangst.“

Er stand neben ihr und sah auf sie herab. „Vor Herzensangst? Um wen, Margarete?“

Sie hob ihre Augen zu ihm empor mit dem klaren Blick einer reinen, starken Seele, eines liebenden Herzens.

Da neigte Harro v. Bardeleben sein Haupt und küßte mit bebenden Lippen leise wie in Ehrfurcht ihre weiße Stirn. „So bleibe bei mir, Margarete! Und sei mein guter Engel, wie du bis heute meines armen Kindes Schutzgeist gewesen bist!“

Margarete stieg die Wendeltreppe empor wie im Traum. In ihrem Kopfe war kaum ein klarer Gedanke und sicherlich nichts, das einem verlockenden, glückdurchsonnten Zukunftsbilde ähnlich gesehen hätte. In ihrer Seele aber war eine köstliche, himmlische Ruhe, ein Gefühl, als seien Leid und Not nun für immer abgetan, als könne ihr das Leben keine Qualen und keine Schrecknisse mehr bringen nach diesem Augenblick.

Sie trat in das Zimmer der schlummernden Dietlinde und kniete neben dem Lager des Kindes nieder. Sorgfältig hatte sie dabei auch das leiseste Geräusch vermieden; aber es war, als ob ihre bloße Nähe genügt hätte, die Schlafende zu wecken.

Mit einem Lächeln schlug die Kleine die Augen auf und streckte noch halb traumumfangen die Arme nach Margarete aus. „Wie gut, daß du da bist! Wo warst du? Warst du bei dem Papa?“

Noch nie hatte sie eine ähnliche Frage gestellt. In Margaretes Ohr aber klang sie heute wie eine süße

Musik. Sie legte ihr Haupt neben den dunklen Kopf des Kindes auf das Kissen und flüsterte: „Ja, Dita — ich war bei dem Papa. Und ich habe ihm gesagt, daß ich immer — immer bei dir bleiben will. Wirfst du mir nun auch etwas versprechen?“

„Daß ich stets brav und fleißig sein will — ja, ja!“

„Nein, nicht das. Sondern, daß du den Papa lieb haben willst, lieber als irgend einen Menschen auf der Welt.“

Dietlinde schaute nachdenklich vor sich hin; dann schmiegte sie ihre weiche Wange an Margaretes Gesicht. „Wenn ich ihn nicht lieber haben soll als dich — ja, dann will ich es versprechen. Jetzt, wo ich weiß, daß er der Mama damals nichts getan hat, jetzt brauche ich mich ja nicht mehr vor dem Papa zu fürchten.“

„Dazu hättest du niemals Ursache gehabt, Dita; aber immer, immer hättest du Ursache gehabt, ihn zu lieben, denn er ist so gut — er ist der edelste, der beste aller Menschen.“

„Aber wenn er der allerbeste ist, dann mußt du ihn doch auch lieb haben. Sage mir, liebe, liebe Margarete: hast du den Papa auch lieb?“

Während ihr die heißen Tränen einer unnennbaren Glückseligkeit über die Wangen rannen, hauchte das junge Mädchen, das Gesicht in dem Kissen verbergend: „Ja, Dita, ja! Viel tausendmal mehr, als du es fassen und begreifen kannst!“

---

### Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Verlegen war Rudolf Brehmer auf der Schwelle des kleinen Einzelzimmers stehen geblieben, dessen Tür ihm die Krankenschwester mit dem stillen, sanften Diakonissengesicht geöffnet hatte.

„Er scheint zu schlafen,“ flüsterte er. „Da darf ich ihn doch wohl nicht stören?“

Aber so behutsam leise er auch gesprochen hatte, der bleiche Patient auf der schmalen, eisernen Lagerstätte mußte es doch gehört haben; denn die Lider hoben sich langsam über die tief in ihren Höhlen liegenden Augen. „Täusche ich mich nicht?“ sagte er heiser. „Sie sind wirklich —“

Auf den Fußspitzen war der Buchhalter an das Bett getreten, während die Schwester hinter ihm die Tür ins Schloß drückte.

„Ja, Herr v. Reibnik, ich bin Rudolf Brehmer, der ehemalige Bräutigam Regines. Sie sind doch nicht böse darüber, daß ich komme?“

Der Gefragte verzog die blassen Lippen. Aber es war nur noch wie ein Schatten seines alten spöttischen Lächelns. Matt streckte er dem ersichtlich noch immer mit einer starken Befangenheit Kämpfenden seine abgezehrte Hand entgegen. „Wenn man auf dem letzten Loche pfeift, mein lieber Herr Brehmer, muß man sich das Bösefein schon abgewöhnen. Es ist sehr nett von Ihnen, daß Sie gekommen sind. Ich glaube, Sie sind einer der gutmütigsten Menschen auf dieser miserablen Erde.“

Der Buchhalter wurde rot. „Oh, Herr v. Reibnik, Sie machen sich lustig über mich!“

„Ach nee, mein Bester! Danach ist mir eigentlich nicht zumut. — Aber warum ist denn Regine nicht mit Ihnen gekommen? Na, Sie brauchen nicht so zu tun. Ich weiß ja, daß sie in Ihrem Geschäft arbeitet. Sie ist eine viel zu redliche Seele, als daß sie's hätte verschweigen können. Und wenn Sie sich durch die Unwiderstehlichkeit Ihres guten Herzens das Mädels zurückgewinnen können — mir macht's keinen Kummer mehr. Darauf können Sie sich verlassen.“

Rudolf Brehmer schaute vor sich nieder und drehte seinen Hut zwischen den Fingern. Zu antworten brauchte er nicht, ein heftiger und doch unheimlich kraftloser Husten des Patienten machte für die Dauer von Minuten jede weitere Unterhaltung unmöglich.

Aber der Besuch mußte Reibnitz doch zur Gesprächigkeit gestimmt haben, denn sobald er nur notdürftig wieder zu Atem gekommen war, begann er aufs neue: „Es ist mir sogar lieb, daß Sie mir Gelegenheit gegeben haben, noch mal mit Ihnen zu reden. Wenn man hier so liegt und hustet und weiter nichts zu tun hat, als zu horchen, ob nicht schon ein gewisser Knochenfinger an die Tür klopft, da macht man sich so allerlei Gedanken. Und die erfreulichsten sind es gerade nicht — das dürfen Sie mir schon glauben. Das mit der Regine — na, ich will mich nicht reinwaschen, wenn ich's auch vielleicht nicht ganz so schlimm mit ihr im Sinne hatte, wie es nach Ihren Begriffen scheinen mag.“

„Ich bitte, Herr v. Reibnitz, Sie hatten gewiß zuletzt die besten Absichten und —“

„Na, nun könnte ich Ihnen ja vielleicht zurückgeben, was Sie vorhin über das Lustigmachen sagten. Die besten Absichten, wenn man dabei von einem Todeskandidaten spricht! Es ist beinahe komisch, mein Lieber! Nee, von Absichten irgendwelcher Art ist da keine Rede mehr. Aber einen Wunsch hätte ich freilich, den Wunsch, das Mädel gut aufgehoben zu wissen, noch ehe — na, Sie wissen schon, was ich meine.“

„Sie halten sich für kränker als Sie sind, Herr v. Reibnitz. Bei Ihrer Jugend und bei der sorgfältigen Pflege hier im Krankenhaus —“

„Lassen Sie nur, Verehrtester! Wissen Sie, wie man meine Krankheit nennt? Galoppierende Schwind-

sucht! Wirklich ein hübscher Name. Es liegt so was Schneidiges darin und so was erquickend Unzweideutiges. Bei mir scheint der Galopp sogar noch ein bißchen schneller zu gehen als sonst wohl. Manchmal ist mir's, als könnt' ich nur noch um ein paar Nasenlängen vom Ziel entfernt sein. Wenn Sie also was Gutes mit der Regine vorhaben, so machen Sie mir lieber gleich auf der Stelle die Freude, es mich wissen zu lassen. Bei Leuten, die es so eilig haben wie ich, ist man nie sicher, ob man sie noch mal erwischt.“

„Herr v. Reibnitz — es tut mir aufrichtig weh, wenn ich Sie so sprechen höre. Ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen baldige und volle Genesung. Wenn es Ihnen aber eine Beruhigung ist, so gebe ich Ihnen gerne die Versicherung, daß Regine niemals verlassen sein wird, solange sie es nicht verschmäht, meine Freundschaftsdienste anzunehmen.“

„Das soll ein Wort sein, Herr Brehmer — geben Sie mir Ihre Hand darauf! Wenn Sie nur vorläufig ihr guter Freund bleiben wollen — das weitere findet sich nachher schon ganz von selbst. Aber Sie sehen aus, als ob Sie auch Ihrerseits was auf dem Herzen hätten. Schießen Sie nur los, wenn es so ist. Jemand was Besonderes dürfen Sie freilich von mir nicht mehr verlangen.“

„Eine Bitte hätte ich allerdings, Herr v. Reibnitz, eine sehr große Bitte.“

„Und das wäre?“

„Der Werkmeister Kreidel und ich, wir sind immer im Briefwechsel miteinander geblieben. Aber ich habe Regine nichts davon gesagt, weil ich Angst habe, es könnte sie mißtrauisch machen gegen mich. Und so kann ich ihr denn auch den Brief nicht zeigen, den ich heute von ihrem Vater erhalten habe. Es ist ein sehr

trauriger Brief, und der alte Mann tut mir in der Seele leid. Er hat so große Sehnsucht nach seinem einzigen Kinde. Aber er kann doch den ersten Schritt nicht tun. Und Regine ist so stolz — oder so eigensinnig, wie man es nun nennen will. Als ich sie fragte, ob sie denn nicht mal an ihren Vater schreiben wollte, hat sie mich sehr kurz abgefertigt. Aber wenn Sie es ihr sagen würden — Ihnen zuliebe würde sie es doch vielleicht tun. Da — wollen Sie nicht selbst lesen, was der Werkmeister schreibt?“

Er hatte den Brief aus der Tasche gezogen und ihn auf die Bettdecke gelegt.

Mit einigem Widerstreben entfaltete Reibnitz das Blatt und ließ seine Augen über die ungelenteten Schriftzüge hingleiten.

„Ja, es ist sehr rührend,“ meinte er dann mit einem Anflug der alten Spottlust. „Na, soweit es an mir liegt, will ich gerne das Meinige tun. Wann darf ich denn Regines Besuch erwarten?“

„Es gibt gerade heute im Lager so viel zu tun, daß sie sich schwerlich wird losmachen können. Aber morgen — morgen kommt sie gewiß.“

„Na, dann werde ich ein eindringliches Wort mit ihr reden. — Aber was ist das? Was schreibt der Mann da von dem Baron Bardeleben? Ich darf das doch auch lesen?“

In sein Gesicht war plötzlich ein Ausdruck höchster Spannung gekommen, und die Hand, die den Brief hielt, begann sichtlich zu zittern.

Der Buchhalter sah sehr bestürzt aus. „Ach, das sollten Sie lieber nicht tun, Herr v. Reibnitz — es könnte Sie aufregen. Wenn die Frau Baronin wirklich vergiftet worden ist, wie es in Reinswaldau heißt — einen Mann wie den Baron wird man



doch nicht im Ernst beschuldigen können, ihr Mörder zu sein.“

Der Kranke hatte kaum auf seine Worte geachtet. Er starrte noch immer auf den Brief, auch als er ihn längst zu Ende gelesen haben mußte. Und nun befahl ihn aufs neue einer seiner erstickenden Hustenanfälle, länger, qualvoller und erschreckender, als es die bisherigen gewesen waren.

„Am Gottes willen, Herr v. Reibnik —! Ich will doch lieber die Schwester rufen. Oder kann ich — kann ich vielleicht etwas zu Ihrer Erleichterung tun?“

Reibnik schüttelte den Kopf. Es währte lange, bis er sich halbwegs erholt hatte. Dann sagte er mit einer matten, verlöschenden Stimme, die ganz anders klang als vorher: „Ich danke Ihnen, Brehmer. Sie sind wirklich ein braver Mensch. Und die Regine wird nicht schlecht mit Ihnen fahren. Aber nun entschuldigen Sie mich — nicht wahr? Wie Sie sehen, kann ich mir nicht mehr ungestraft den Luxus eines Plauderstündchens leisten. Grüßen Sie das Mädcl und sagen Sie ihr, daß ich sie morgen erwarte. Wenn Sie aber jetzt hinausgehen, dann teilen Sie vielleicht der Schwester mit, daß ich den Oberarzt bitten lasse — sehr dringend bitten lasse, können Sie ihr sagen.“

Ganz verstört von den letzten beängstigenden Eindrücken, wußte der Buchhalter kaum die Thür zu finden. Und er entledigte sich draußen seines Auftrages in so eindringlichen Worten, als wäre es nach seiner Überzeugung ein Sterbender, der da nach dem Arzt verlangte.

Botho v. Reibnik aber lag ganz still und starrte zur Zimmerdecke empor, wie wenn er da droben die Antwort zu finden hoffte auf eine Frage, die in grausamer Qual sein fieberheißes Hirn zermarterte.

Zehn Minuten später erschien der Arzt, ein noch jugendlicher, sehr liebenswürdiger Herr mit einem heiteren, blühenden Gesicht, aus dem die Patienten Tag für Tag wie aus einem unversieglichen Quell ihren kümmerlichen Hoffnungsvorrat zu schöpfen pflegten.

„Nun, Herr v. Reibnitz,“ fragte er jovial, „woher diese plötzliche Sehnsucht nach meiner Gesellschaft?“

„Ich möchte Sie etwas fragen, Doktor. Wie lange habe ich Ihrer Meinung nach noch zu leben?“

„Hallo — das nenne ich schweres Geschick! Gibt es denn gar nichts Lustigeres, womit Sie sich die Langeweile vertreiben könnten als mit solchen Grillen?“

„Es sind nicht bloß Grillen. Die Sache hat eine verwünscht praktische Seite, Doktorchen! Und nicht bloß für mich. Daß ich wieder gesund werden könnte, ist doch ganz ausgeschlossen — wie?“

„Warum sollten Sie nicht wieder gesund werden können? Ich habe schon kränkere Patienten gehabt, die heute auf den Brocken klettern, ohne zu verschnauften.“

„Wenn ich nun vor meinem Tode noch eine sehr wichtige Pflicht zu erfüllen hätte — Sie könnten mir also mit gutem Gewissen raten, es noch auf unbestimmte Zeit zu verschieben?“

Das rosige Gesicht des Arztes wurde ernster. „Dringender Verpflichtungen sollte man sich immer so bald als möglich entledigen, Herr v. Reibnitz — auch wenn man nicht gerade genötigt ist, mit den schlimmsten Möglichkeiten zu rechnen.“

„Die Sache hat noch einen kleinen Haken. Nehmen wir zum Beispiel an, ich müßte, um einen anderen zu entlasten, ein Geständnis ablegen, ein Geständnis, das mich, wenn ich gesund wäre, ohne weiteres ins

Gefängnis bringen würde — hätte ich noch zu fürchten, daß man mich von hier hinwegholen und einsperren würde?“

„Fragen Sie mich das im vollen Ernst?“

„Es wird wohl so sein, Herr Doktor.“

„Dann glaube ich Ihnen versichern zu dürfen, daß man Sie nicht mehr von hier hinwegholen wird.“

„Na, das ist wenigstens deutlich. Die Sache hätte also wirklich Eile?“

„Da Sie sagen, daß es sich darum handelt, einen anderen zu entlasten — ja, sie hat Eile.“

„Aber es muß doch noch nicht gerade heute sein — nicht wahr? Ein paar Wochen oder wenigstens ein paar Tage können Sie mir wohl noch geben?“

„Ich bin nicht allwissend, Herr v. Reibnitz. Es können recht wohl noch Wochen sein, aber —“

Er zuckte die Achseln und sah vor sich hin.

Reibnitz lachte. „Mit der Kletterpartie auf den Broden ist's also doch nichts mehr, wie ich sehe. — Na, in Gottes Namen also! Bestellen Sie mir irgend eine Amtsperson, die legitimiert ist, ein gültiges Protokoll aufzunehmen, und bestellen Sie sie noch auf den heutigen Nachmittag. Denn seit einer Viertelstunde ist mir wirklich so, als ob die Sache Eile haben könnte. Geben Sie mir der Sicherheit halber lieber etwas Stimulierendes, Doktor. Man kann ja nicht wissen —“

Es war Abend geworden, als Botho v. Reibnitz mit zitternder Hand seinen Namen unter das Protokoll setzte, das er mit harter Qual und unter vielen Unterbrechungen durch seine schweren Hustenanfälle dem mit einem Amtsrichter erschienenen Schreiber in die Feder diktiert hatte.

Es begann mit den vorgeschriebenen Personal-

angaben und lautete dann weiter: „Nachdem ich im Frühling des vorigen Jahres meinen Abschied als Offizier genommen hatte, trat ich auf ein Anerbieten des Barons v. Bardeleben hin als Volontär auf dem ihm gehörigen Rittergut Klein-Ellbach ein. Bald wurde ich von einer leidenschaftlichen Liebe für Frau Irma v. Bardeleben ergriffen. Ich sah, daß sie in unglücklicher Ehe lebte, und ich machte mir deshalb kein Gewissen daraus, ihr meine Gefühle zu offenbaren. Sie gewährte mir nichts, aber sie entmutigte mich auch nicht, und ich hatte den Eindruck, daß sie einwilligen würde, mir anzugehören, sobald sie von den Banden ihrer Ehe befreit wäre. Den Vorschlag einer Scheidung aber lehnte sie immer wieder ab. So war es nur der Tod des Barons, auf den ich meine Hoffnungen setzen durfte, und es war gewiß keine Täuschung, wenn ich wahrzunehmen glaubte, daß die Gedanken und Wünsche der Frau v. Bardeleben ganz ähnlich waren. Wir haben niemals in klaren, unzweideutigen Worten davon gesprochen, aber die Anspielungen, die in bezug darauf sehr oft gemacht wurden, ließen mir zuletzt keinen Zweifel mehr, daß ich mit einer solchen Tat die sehnlichsten Wünsche der Frau erfüllen würde, zumal sie nicht müde wurde, mir bei solchen Gelegenheiten Feigheit und Ruhmredigkeit vorzuwerfen. Aber der Baron war fast immer von Klein-Ellbach abwesend, und wenn er einmal auf kurze Zeit erschien, fehlte es mir zur Ausführung meines Vorhabens ebensowohl an Mut als an der Gelegenheit. Da traf im November des vorigen Jahres Bardeleben eines Abends ganz unerwartet ein. Ich erfuhr gleich nach seiner Ankunft, daß er gekommen war, um mich aus seinem Hause zu entfernen. Nach dem im Familienkreise eingenommenen Abendessen machte er mir in der beleidigendsten

Form sehr heftige Vorwürfe. Ich war beinahe sinnlos vor Aufregung, und der Gedanke, aus der Nähe der geliebten Frau verbannt zu werden, beraubte mich vollends jeder klaren Überlegung. Ich hatte mit Frau v. Bardeleben eine kurze Unterredung im Speisezimmer des Schlosses, eine Unterredung, aus der sie notwendig den Eindruck gewinnen mußte, daß ich zum Äußersten entschlossen sei, um sie mir zu erringen. Und wieder wies sie mich nicht zurück, sondern beschränkte sich auf spöttische Bemerkungen, die nur dazu bestimmt sein konnten, meinen leidenschaftlichen Haß gegen ihren Mann bis zur Siedehitze zu entflammen. Zuletzt, als ich ein bestimmtes Versprechen von ihr verlangte, entzog sie sich mir und ging in ihre Zimmer hinauf. Ich irrte wie ein Verrückter im Hause umher, und als ich zu meinem Unglück von einem Dienstmädchen erfuhr, daß Bardeleben noch einmal nach dem Wirtschaftshofe hinübergegangen sei, faßte ich den unsinnigen Entschluß, seine Gattin in den oberen Zimmern aufzusuchen, weil ich um jeden Preis Gewißheit darüber haben wollte, was ich nach dem etwaigen Tode des Barons hoffen dürfe. Ich betrat das neben dem Schlafgemach der Frau gelegene Arbeitszimmer Bardelebens, und hier hatte ich noch einmal eine kurze Unterredung mit der Baronin. Sie schalt mich wegen meiner Dreistigkeit und forderte mich auf, das Zimmer zu verlassen, ehe wir in Gefahr kämen, von ihrem Manne überrascht zu werden. Als ich daraufhin erklärte, daß ich nicht gehen würde, bevor ich nicht eine bestimmte Antwort von ihr erhalten hätte, sagte sie wörtlich: ‚Richten Sie Ihre Frage an mich, wenn mein Mann nicht mehr unter den Lebenden ist. Vorher habe ich Ihnen nichts zu sagen.‘ Damit ging sie in ihr Schlafzimmer und verriegelte hinter sich die Thür.

Auch ich wollte mich nun entfernen. Da fiel mein Blick auf eine bis zum Stöpsel hinauf gefüllte Rognatkaraffe auf dem Schreibtisch des Barons. Ich wußte, daß er vor dem Schlafengehen stets ein Glas zu sich nahm, und ich erinnerte mich zugleich, daß ich auf meinem Zimmer eine beträchtliche Menge Gift aufbewahrte, das ich mir zur Zeit meiner schlimmsten Leutnantsbedrängnisse in selbstmörderischer Absicht verschafft hatte. Ohne lange zu überlegen und ohne mir über das Unsinnige meines Beginns klar zu sein, nur von dem wahnwitzigen Verlangen nach Rache und von dem leidenschaftlichen Begehren nach dem Besiz des geliebten Weibes erfüllt, holte ich es, schüttete die ganze Menge des Giftes in die Karaffe und entfernte mich eilig.

Am nächsten Morgen, nach einer im fürchterlichsten Seelenzustande verbrachten Nacht, hörte ich, daß Frau v. Bardeleben während dieser Nacht plötzlich gestorben sei. In heller Verzweiflung eilte ich an ihr Sterbelager, und als ich beim Passieren des Arbeitszimmers sah, daß sich der in der Karaffe enthaltene Rognat ungefähr um den Inhalt eines Glases verringert hatte, gab es für mich keinen Zweifel mehr, daß durch irgend einen unbegreiflichen Zufall die Baronin statt ihres Mannes das Opfer meines Anschlages geworden sei. Um einer Entdeckung vorzubeugen, hielt ich mich inmitten der hier versammelten Dienerschaft des Schlosses so lange in der unmittelbaren Nähe des Schreibtisches auf, bis ich Gelegenheit fand, die Karaffe durch eine anscheinend ungeschickte Bewegung hinabzuwerfen, so daß sie in Trümmer ging und sich ihr Inhalt über den Fußboden ergoß, wo er ja dann, wie ich wußte, alsbald durch Aufwischen entfernt werden würde. Wenn also jetzt festgestellt werden sollte, daß

die Baronin Irma v. Bardeleben durch Gift gestorben ist, so trifft das Verschulden an ihrem Tode niemand als mich. Da ich weiß, daß ich nur noch kurze Zeit zu leben habe, lege ich dies Geständnis ab, um mein Gewissen zu entlasten und um einen Schuldlosen vor ungerechtfertigtem Verdacht zu bewahren. Ich befinde mich im vollen Besiz meiner Geisteskräfte und versichere, daß ich in vorstehendem die reine Wahrheit gesagt habe. Den Baron v. Bardeleben bitte ich, mir zu verzeihen, und ich hoffe, daß der Allmächtige mir ein gnädiger Richter sein werde.

Botho v. Reibnik.“

#### Vierundzwanzigstes Kapitel.

Es war ungefähr eine Woche später, als an einem sonnenhellen Vormittag ein eleganter, mit hellfarbiger Seide ausgeschlagener Landauer vor dem Klein-Ellbacher Herrenhause anfuhr. Rutscher und Diener waren in prunkender Galalivree, und die silberbeschlagenen Geschirre der beiden Pferde bligten, daß die Leute, die dem Gefährt begegnet waren, ihm mit bewunderndem Staunen nachgeblickt hatten.

Sie erinnerten sich wohl, es hier und da schon früher einmal gesehen zu haben, in den letzten Lebensjahren des alten Herrn Rasmussen, der es angeschafft hatte, um eine hohe Persönlichkeit, die sich zur Besichtigung der Webereien angesagt hatte, von der Station abzuholen; aber der Wagen war später nur noch bei seltenen Gelegenheiten in Gebrauch genommen worden.

Heute war es der Oberleutnant Herbert Rasmussen, der ihm vor dem Schlosse von Klein-Ellbach entstieg. Er war in Uniform. Sein Gesicht war sehr bleich,

und ein tiefer, feierlicher Ernst spiegelte sich in seinen Zügen.

Förmlich, wie wenn er zu einem Fremden käme, ließ er sich bei dem Baron v. Bardeleben melden, und mit dem Helm unter dem Arm überschritt er die Schwelle der Bibliothek, in die Harro den unerwarteten Besucher hatte bitten lassen.

An derselben Stelle, wo ihre letzte heftige Auseinandersetzung erfolgt war und wo sie einander für immer alle verwandtschaftliche Freundschaft abgesagt hatten, standen sich die beiden Männer gegenüber. Bardeleben hatte durch das Fenster die Prunkequipage gesehen und glaubte zu wissen, wie es zu deuten sei, daß sein Schwager in einem Aufzuge bei ihm erschien, wie wenn er einem Fürsten seine Aufwartung zu machen habe. Aber er verharrte in abwartender Zurückhaltung und ließ nach höflich stummer Verneigung dem Ankömmling das erste Wort.

Bleich, aber mit der ruhigen Entschlossenheit eines Mannes, der sich unabweislicher Pflichten bewußt ist, wandte Herbert Rasmussen ihm sein Gesicht zu. „Ich habe dir in meinen Gedanken wie in meinen Handlungen schweres Unrecht zugefügt, Harro,“ sagte er mit fester Stimme. „Und nun bin ich gekommen, dich deshalb um Verzeihung zu bitten.“

Ohne Zaudern streckte der Baron ihm die Hand entgegen. „Du hast gedacht und gehandelt, wie es nach Lage der Dinge begreiflich war,“ erwiderte er. „Es hätte der Entschuldigung nicht bedurft, aber ich nehme sie gern an, weil ich darin mehr Ehrendes als Beschämendes für dich sehe.“

Es war nur ein kühler Händedruck, den sie miteinander tauschten, denn sie fühlten wohl beide, daß nach allem Vorausgegangenen trotz dieser Ausöhnung



niemals etwas wie wirkliche Freundschaft zwischen ihnen sein könne. Aber sie sahen sich mit freiem und festem Blick in die Augen. Seine Hochachtung wenigstens brauchte nach dieser Stunde keiner mehr dem anderen zu versagen.

Auf die Einladung Bardelebens hin ließ sich der Oberleutnant in einen Sessel nieder, und wenn es den beiden Männern auch anfänglich nicht ganz leicht fallen mochte, einen unbefangenen Gesprächston zu finden, so half ihnen ihre soldatische Erziehung doch rasch über den peinlichen Anfang hinweg.

„Es war mir eine große Erleichterung,“ sagte Rasmussen, „als ich gestern von dem Waldenburger Untersuchungsrichter hören durfte, daß weitere Schritte in der traurigen Angelegenheit nicht mehr getan werden würden. Ich zitterte davor, daß man es dennoch für notwendig halten könnte, die Grabestube meiner unglücklichen Schwester zu stören.“

„Es wäre vielleicht unvermeidlich gewesen, wenn Leibniz gleich nach seinem ersten Bekenntnis gestorben wäre. Aber er hatte noch Kraft genug, auch eine zweite, eingehende Vernehmung zu bestehen. Nach dieser hielt man die Angelegenheit für hinlänglich geklärt, um auf alle weiteren Erhebungen zu verzichten. Es ist eigentlich merkwürdig, daß keiner von uns auf diesen unseligen Menschen als auf den Urheber alles Unglücks verfallen ist.“

Rasmussen senkte den Kopf. Was in seiner Seele vorging, mochte ihm wohl die bittersten Schmerzen seines Lebens bereiten. „Es wäre sehr großmütig, Harro,“ erwiderte er mit gedämpfter Stimme, „wenn du allen Groll und alle Verachtung auf ihn allein werfen wolltest. Daß die Welt anders urteilen wird, weiß ich sehr wohl.“

„Was kümmert uns die Welt! Ich habe während der letzten Monate an mir selber zur Genüge erfahren, was es wert ist, von ihr verdammt oder freigesprochen zu werden. Deine Schwester war eine Unglückliche, wie du selber sie vorhin genannt hast. Und als einer Unglücklichen, nicht als einer Schuldigen wollen wir ihrer gedenken.“

„Ich danke dir für das Wort. Denn nicht bloß für mich, auch für sie hatte ich deine Verzeihung erbiten wollen. Nach allem, was dieser Reibniß ausgefagt hat, habe ich aufgehört, sie zu verstehen. Ich habe erkannt, daß sie ihre Seele vor mir verschlossen hat wie vor dir und vor allen anderen. Was ich in heißer Zärtlichkeit und tiefinnigem Mitleid in ihr geliebt hatte, war nicht sie selbst, sondern nur ein Geschöpf meiner Einbildung gewesen. Damit fallen natürlich auch alle Vorwürfe in sich zusammen, die ich jemals gegen dich erhoben, und ich verstehe jetzt sehr gut, was du während deiner Ehe gelitten und in ritterlichem Schweigen getragen hast.“

Bardeleben machte eine abwehrende Bewegung. „Lassen wir das Vergangene vergangen sein, Herbert! Wenn sie gefehlt hat, hat sie es jedenfalls schwerer gebüßt, als sie verdiente, und nicht wir sind berufen, über die Tote zu richten. — Darf ich mich nach dem Zustande deiner Gesundheit erkundigen?“

„Es ist immer beim alten. Ich werde zeitlebens ein Krüppel bleiben. Aber was ist daran gelegen!“

„Du denkst also im Ernst daran, deine soldatische Laufbahn aufzugeben?“

„Ich trage diesen Rod heute zum letzten Male.“

„Es tut mir aufrichtig leid, daß es so ist. Du denkst nun dauernd in Reinswaldau zu bleiben?“

Herbert Rasmussen schüttelte den Kopf. „Nein.

Die Stätte meiner Kindheit ist mir so gründlich verleidet, daß ich nur den endgültigen Abschluß der Untersuchung abwarten wollte, ehe ich ihr für immer den Rücken wende. Du wirst mir, wie ich hoffe, gestatten, die Villa mit allem, was dazu gehört, meiner Nichte Dietlinde zum Geschenk zu machen, wie ihr nach meinem Tode ja auch alles andere zufallen wird, was ich besitze.“

„Davon auch nur zu reden, ist viel zu früh. Du solltest lieber daran denken, so bald als möglich eine Familie zu gründen und —“

„Ich werde niemals heiraten. Leute meines Schlags taugen nur zum Alleinsein. Meine Zukunftspläne stehen bereits fest. Ich habe eine kleine Villa an der ligurischen Küste erworben, die ich von einem früheren Aufenthalt her in angenehmer Erinnerung hatte, und ich werde mich da mit meinem weiteren Leben abzufinden suchen, so gut oder so schlecht es sich eben tun läßt.“

Er stand auf, um sich zu verabschieden. Noch einmal, wohl zum letzten Male im Leben, reichten sie sich die Hände.

„Lebe wohl, Harro!“

„Lebe wohl, Herbert! Meine besten Wünsche begleiten dich.“

Bis an die Schwelle gab er ihm das Geleit, und sie trennten sich in der Gewißheit, daß einer des anderen fortan ohne Groll und Bitterkeit gedenken würde.

Auf dem Wege zu seinem Wagen aber sah Herbert Rasmussen sich noch einmal aufgehalten. Aus dem oberen Stockwerk herab kam eine schlankes Mädchen-gestalt in einfachem, dunklem Reisefleide, und wenn auch ihr Schritt stockte, als sie den Oberleutnant er-

kannte, so wandte sie sich doch nicht zum Gehen, als er ihr mit ehrerbietigem Gruße näher trat.

„Ich segne den Zufall, Fräulein Othmar, der mir vergönnt, auch Ihnen persönlich lebewohl zu sagen. Der Brief, in dem ich es tun wollte, wäre noch heute an Sie abgegangen. Nun aber habe ich doch vielleicht die Freude, aus Ihrem eigenen Munde zu hören, daß Sie mir nicht mehr zürnen.“

Margarete hatte gesehen, daß er aus der Bibliothek kam, und sie vergaß allen Unmut, der gegen ihn in ihrer Seele gewesen war, um der Ritterlichkeit willen, mit der er offenbar sein bei ihrer letzten Unterredung verpfändetes Wort eingelöst hatte.

„Sie haben sich mit Herrn v. Bardeleben ausgesöhnt?“ fragte sie.

„Ich habe seine Verzeihung erbeten und erhalten. Wir sind eben alle fehlbare Menschen, Fräulein Othmar, die verurteilt sind, ihr Leben lang im Dunkel zu irren.“

„Nicht unser Leben lang, Herr Rasmussen! Es wäre schrecklich, zu denken, daß nicht für jeden von uns ein Tag kommt, an dem alles um uns her wieder licht und hell ist.“

Mit einem wehmütigen Lächeln reichte er ihr die Hand. „Lassen Sie mich wenigstens von Herzen wünschen, mein verehrtes Fräulein, daß dieser Tag jetzt für Sie angebrochen sei. — Sie sind im Reiseanzuge. Es ist doch nicht Ihre Absicht, Klein-Ellbach zu verlassen?“

„Ich gehe mit Dietlinde auf einige Monate nach dem Süden. In einer Stunde schon werden wir reisen.“

„Ja so — mit Dietlinde! Und Sie werden natürlich auch mit ihr hierher zurückkehren. Erlauben Sie

mir denn, Ihnen alles Glück der Erde für diesen Tag der Heimkehr zu wünschen.“

Margarete war heiß errötet, denn sie hatte den verborgenen Sinn seiner Worte sehr wohl begriffen. Aber es war eine so schlichte Aufrichtigkeit, eine so herzliche Wärme in ihnen gewesen, daß sie nicht imstande war, ihm zu zürnen.

„Ich danke Ihnen,“ sagte sie leise. „Und Sie? Werden Sie nun häufiger auf Klein-Ellbach erscheinen?“

Verneinend bewegte er den Kopf. „Auch ich verlasse Deutschland schon an einem der nächsten Tage — voraussichtlich auf immer. Darf ich hoffen, daß Sie mir ein freundliches Gedenten bewahren?“

„Ich werde mich immer mit aufrichtigem Dank der Freundlichkeiten erinnern, die ich von Ihnen erfahren.“

„Und wenn Sie vollkommen glücklich sind, wenn alle Ihre Träume Wirklichkeit geworden sind und alle Ihre Hoffnungen sich erfüllt haben, werden Sie mir dann eine Mitteilung vergönnen, einen Gruß oder, wenn es nichts anderes sein kann, nur ein einziges kurzes Wort? Für Sie würde das ja am Ende nur wenig bedeuten, mir aber wäre es ein liebes, ein köstliches Geschenk.“

„Von Herzen gern will ich es Ihnen versprechen.“

Sie ließ es geschehen, daß er seine Lippen heiß und lange auf ihre Hand preßte, denn ihr Herz sagte ihr, daß er mit diesem Kuß schmerzlichen Abschied von einer seiner süßesten Glückshoffnungen nahm.

Als er sich wieder aufrichtete, war sein Gesicht ruhig und seine Haltung von mannhafter Festigkeit.

„Zum letzten Male denn: Leben Sie wohl, Fräulein Margarete!“

Sie sah ihm nach, bis er seinen Fuß auf den Wagentritt gesetzt hatte, und ihre guten Wünsche folgten ihm,

wie ihm die seines Schwagers Bardeleben gefolgt waren.

Dann klopfte sie leise an die Thür der Bibliothek, und der Mann da drinnen mußte wohl an der Art des Pochens die Einlaßheischende erkennen, denn die Thür wurde hastig geöffnet, und an beiden Händen zog Bardeleben die Erzieherin seiner Tochter zu sich herein.

„Mein süßes Lieb! — Und schon im Reisegewand! Es wird also nun wirklich und wahrhaftig Ernst?“

Sie küßten sich nicht, denn noch fiel der Schatten einer Toten über dies Haus, und sie gestatteten sich keine andere Zärtlichkeit, als sie im Klang ihrer Stimmen war und im Blick ihrer Augen. Ihnen aber war es genug, um sie in jeder Minute von neuem mit der seligen Gewißheit zu erfüllen, daß jedes von ihnen nur noch in dem anderen lebte.

„Ja, es wird Ernst. Dita weiß sich vor freudiger Ungeduld kaum noch zu lassen.“

„Es fällt ihr also allem Anschein nach nicht sonderlich schwer, sich von ihrem Vater zu trennen.“

„Sie ist eben ein Kind und gibt sich wie ein Kind mit ganzer Seele der Wonne des Augenblicks hin. Wollen wir nicht dem Himmel danken, Harro, daß es so ist?“

„Ja, dem Himmel will ich dafür danken, Margarete — und dir! Denn die Wandlung, die sie wieder zu einem rechten, frohgemuten Kinde gemacht hat — wer anders hat sie bewirkt als du? Daß ihr der Abschied von Klein-Ellbach jetzt so leicht wird, nehme ich mir ja auch nicht weiter zu Herzen. Du wirst schon dafür sorgen, daß sie ihren armen, einsamen Vater nicht ganz vergißt.“

Margarete lächelte. „Ich vermute allerdings, daß

zwischen ihr und mir des öfteren von dem Herrn Baron die Rede sein wird. Und seinem Töchterchen gegenüber kann ich doch unmöglich anderes als Gutes von ihm sprechen.“

„Das ist eine Zusage, an die ich mich klammern werde. Die Belohnung allerdings muß ich mir für später aufsparen. Ach, daß so viele Monate zwischen dem Heute und diesem Später liegen sollen! Ich kann's ja noch gar nicht recht fassen. Muß es denn in Wahrheit sein? Gibt es gar keine Möglichkeit, uns diese grausame Trennung zu ersparen?“

„Nein, es gibt keine. Ich würde unbedenklich alle Rücksichten beiseite gesetzt und jedem Gerede Troß geboten haben, solange ich dich in Gefahr sah, und solange ich hoffen durfte, dir durch mein Verbleiben auf Klein-Ellbach zu nützen. Jetzt aber dürfen wir nicht unter einem Dache weilen, solange —“

Sie stotzte in holder Verwirrung, und Bardeleben ergänzte statt ihrer: „Solange die Welt von uns fordern darf, daß wir den Pflichten der Pietät gegen eine Dahingeschiedene genügen. Da es dein Wille ist, soll es geschehen. Denn die Ruhe deiner Seele ist mir heiliger als irgend etwas auf Erden. Am Ende werden wir ja auch nicht daran zugrunde gehen. Ich habe die wohlbewährte Trösterin Arbeit, die mir helfen muß, meiner Sehnsucht Herr zu werden. Und du hast Dietlinde. Als allerbestes Schutzmittel gegen alle unzeitigen Kummernisse aber haben wir beide die Gewißheit unserer Liebe. Wie sollte es uns da nicht gelingen, zuversichtlichen Herzens auch über diese letzte Prüfung hinwegzukommen!“

Mit einem strahlenden Blick sah sie zu ihm auf. Sie wußte, wie schwer es ihm trotz seiner scheinbaren Gefäßtheit wurde, sie gerade jetzt von sich zu lassen,

und sie gelobte sich, ihm dereinst dies Opfer zu vergelten mit allem, was sie zu geben hatte.

„Nun aber laß uns zu Dita gehen,“ bat sie. „In dieser letzten Stunde vor unserer Abreise darfst du niemandem gehören als deinem Kinde.“

---

### Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die Tage kamen und gingen, und Bardelebens Vertrauen auf die wundertätige Macht der Arbeit wurde nicht zuschanden. Seine eigenen Leute wie die benachbarten Grundbesitzer erstaunten immer aufs neue über die Tatkraft und Energie des Schloßherrn von Klein-Ellbach, den zu Lebzeiten seiner Gattin alle Welt für einen ziemlich schlechten Wirtschaftler gehalten hatte. Dabei lernten seine Untergebenen sehr bald empfinden, um wieviel besser sie sich unter einem zwar strengen, aber humanen und gerechten Herrn befanden als unter dem launenhaften Regiment der hochmütigen und herzlosen Frau, die sie bis zu ihrem Tode als ihre wahre Gebieterin betrachtet hatten.

Man sprach nicht von ihr, seitdem Bardeleben kurzerhand zwei seiner Leute fortgeschickt hatte, die sich im Wirtshause unehrerbietige Äußerungen über die verstorbene Baronin erlaubt hatten; aber die Gefühle, mit denen man ihrer gedachte, waren sicherlich nicht die der Trauer und des liebevollen Erinnerens.

In Reinswaldau freilich kam das Gerücht über das Drama von Klein-Ellbach noch nicht so bald zum Verstummen. Man hatte die Kunde von dem Geständnis des sterbenden Reibniß merkwürdigerweise nicht wie eine gewaltige Überraschung, sondern wie etwas längst Erwartetes aufgenommen, und es hatte nicht ausbleiben können, daß sich ein Teil des Abscheus, den



man gegen den Mörder empfand, auch auf diejenige übertrug, die unter Verleugnung ihrer Pflichten diesem Ruchlosen angehangen. Lebhafter noch als zuvor bemitleidete man den Werkmeister Kreidel, und man würde es nur als ein wohlverdientes Schicksal betrachtet haben, wenn man gehört hätte, daß Regine in dem großen Berlin elend zugrunde gegangen sei.

Um so größer war deshalb die allgemeine Enttäuschung, als sich eines Tages, kaum sechs Wochen nach Reibnitz' Tode, in Reinswaldbau das Gerücht verbreitete, die Regine Kreidel sei wieder da, und ihr Vater habe sie bei sich aufgenommen, wie wenn nichts geschehen wäre. Das konnte man ihm auch dann nicht verzeihen, als man Gelegenheit hatte, bei zufälligen Begegnungen die traurige Veränderung wahrzunehmen, die seit ihrer Flucht aus dem väterlichen Hause mit dem jungen Mädchen vorgegangen war. Es hieß, sie sei nach den Bekenntnissen des ehemaligen Volontärs selbst in eine ernste Krankheit verfallen, die auf ihren Wunsch dem Werkmeister hatte verheimlicht werden müssen, und ihr Aussehen, ihre Hagerkeit und Blässe sprachen beredt genug für die Wahrheit dieses Gerüchts. Aber das war doch am Ende nur selbstverschuldetes Leid, und man begriff nicht, wie der alte Mann als dadurch gesühnt ansehen konnte, was nach der Auffassung der Sittenrichter von Reinswaldbau überhaupt nicht zu sühnen war.

Da ereignete sich eines Tages etwas, das die Selbstsicherheit der allzu gestrengen Richter bedenklich erschütterte.

In der Morgenstunde des Ostersonntags, als sich die halbe Einwohnerschaft von Reinswaldbau auf dem Wege zur Kirche befand, mußte man das überraschende Schauspiel erleben, daß Regine Kreidel zwischen ihrem

Vater und dem Baron Bardeleben dem Gotteshause zuschritt, und man sah den Schloßherrn von Klein-Ellbach so freundlich und herzlich zu dem blassen Mädchen reden, daß man sich nicht genug darüber verwundern konnte. Noch nachdenklicher aber wurde man gestimmt, als der Geistliche in seiner Predigt das herrliche Wort: „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet!“ mit einer Eindringlichkeit behandelte, die unverkennbar von einer ganz bestimmten Absicht veranlaßt war. Im weiteren Verlauf des Tages wurde in den meisten Häusern des großen Industriedorfes von nichts anderem gesprochen als davon, daß nach dem Gottesdienst der Baron, der Pastor, der Werkmeister und die Regine in der Klein-Ellbacher Equipage miteinander davongefahren waren, die drei letzteren ohne Zweifel als geladene Gäste des Herrn v. Bardeleben.

Da wurden die Lästerzungen stille, denn für die Leute von Reinswaldau gab es jetzt kaum eine geachtetere Persönlichkeit als den Klein-Ellbacher Schloßherrn, dem in der Stille des Herzens beinahe jeder etwas abzubitten hatte, und dessen imponierende Erscheinung überall dem tiefsten Respekt begegnete. Man fing wieder an, Regine zu grüßen und zeigte ihr freundliche Gesichter.

Der letzte Rest von Entrüstung aber verflüchtigte sich in nichts, als eines Tages auch der Buchhalter Brehmer wieder in Gesellschaft des alten Kreidel und seiner Tochter gesehen wurde, und als der Werkmeister jedem, der es hören wollte, erzählte, daß ihr ehemaliger Verlobter zum zweiten Male um die Hand der Regine angehalten habe.

Das junge Mädchen selbst mochte die offenkundige Wandlung der öffentlichen Meinung wohl als eine

Befreiung von schwerem Druck empfinden; aber es war doch weder um dieser öffentlichen Meinung noch um ihres Vaters willen geschehen, daß sie dem standhaften Bewerber ohne Zögern ihr Jawort gegeben. Aus vollem, freudigem, dankerfülltem Herzen hatte sie es getan, beruhigt und erhoben von der Gewißheit, daß sie unter dem Schutze des treuen und redlichen Mannes finden würde, was der schiffbrüchige Aristokrat ihr nimmer zu geben vermocht hätte.

Als der Sommer gekommen war, fiel ein Schwarm von Arbeitern über das Klein-Ellbacher Herrenhaus her. Ein namhafter Breslauer Architekt leitete die Arbeiten, die dazu bestimmt waren, dem alten Schlosse seinen düsteren Charakter zu nehmen und ihm durch eine Reihe baulicher Veränderungen ein gefälligeres und fröhlicheres Aussehen zu geben. Die Umgestaltung blieb nicht auf das Äußere des Gebäudes beschränkt. Aus den Repräsentationsräumen im unteren Stockwerk wurde der steife, prahlerische Pomp entfernt, der vor Jahren auf den Wunsch der Baronin dort seinen Einzug gehalten hatte. An die Stelle der Prunkmöbel kam wieder die alte, wohnliche Einrichtung, die jene Gemächer zu Lebzeiten des alten Barons so anheimelnd gemacht hatte, und es war, als würde mit jedem Stück auch ein Stück der traurigen Erinnerungen hinausgetragen, die für eine von langer Abwesenheit Zurückkehrende vielleicht an diesen Räumen haften mochten.

Eines Morgens brachte die Post dem Schloßherrn ein parfümiertes Briefchen mit der wohlbekannten Handschrift seiner schönen Base Jadwiga. Fräulein v. Ostrowski schrieb nicht zum ersten Male. Schon sehr bald nach der unerwarteten Aufklärung über den Tod der Baronin hatte sie ihrem Vetter in einem sehr

langen und sehr freundschaftlichen Briefe die Gründe auseinandergesetzt, die sie zu einer so plötzlichen Abreise bestimmt hatten, und sie hatte für ihre Handlungsweise mit erstaunlichem Geschick eine Erklärung gefunden, die jeden Verdacht der Feigheit und der herzlosen Selbstsucht von ihr nahm, sofern eben der Leser des Briefes geneigt war, ihr Glauben zu schenken.

An dieser Gläubigkeit aber mußte es Bardeleben doch wohl gefehlt haben, da seine Erwiderung so höflich kühl und gemessen ausgefallen war, wie die schöne Jadwiga es wahrscheinlich kaum für möglich gehalten hatte. Nun hatte sie sich nach monatelangem Schweigen trotzdem zu einer abermaligen Anknüpfung bewogen gefühlt, und diesmal war ihr Briefchen sogar noch um ein gut Teil wärmer und herzlicher gehalten. Sie schrieb, daß ihr Weg sie in der Nähe ihres lieben und unvergeßlichen Klein-Ellbach vorüberführe, und daß sie glücklich sein würde, einige Stunden an der Stätte ihrer teuersten Erinnerungen zu verleben.

Mehr noch als in dem liebenswürdigen Schreiben selbst war vielleicht zwischen den Zeilen zu lesen. Aber der, für den es bestimmt war, stellte sich gänzlich verständnislos. Mit wendender Post erwiderte er der Brieffschreiberin, daß er zu seinem lebhaften Bedauern darauf verzichten müsse, sie in nächster Zeit auf Klein-Ellbach zu begrüßen, weil man hier eben inmitten einer Menge von baulichen Veränderungen und sonstigen Vorbereitungen für die Aufnahme der neuen Schloßherrin begriffen sei.

Den Namen der erwarteten Herrin nannte er nicht; darüber aber, daß er nicht an den ihrigen gedacht hatte, konnte nach dem Wortlaut des Briefes

für die schöne Jadwiga nicht wohl ein Zweifel bestehen.

Sie schrieb denn auch niemals wieder.

---

Zwischen dem schlesischen Herrenhause und einer in leuchtendes Grün gebetteten weißen Villa am Gardasee waren während all dieser Monate unzählige lange und kurze Briefe hin und her geflattert, und jeder von ihnen war ein freudig begrüßter Glücksbringer gewesen. An einem herrlichen Spätherbsttage aber, der die ganze Fülle seines funkelnden Sonnengoldes über die lieblichen Gestade ausgoß, kam Harro v. Bardeleben selbst, um nach fast neunmonatlicher Trennung wiederzusehen, was ihm auf Erden das Liebste war.

Als er sein in Gesundheit und Jugendlust strahlendes Kind und mit ihm zugleich dessen lieblich erglühende Hüterin in die Arme schloß, kam ein Glücksjauchzen aus seiner Brust, das alle Worte erstickte.

E n d e.





# In den argentinischen Pampas.

Von R. Richardson.

Mit 21 Bildern.

(Nachdruck verboten.)

Als Pampas, was in der Ketschuasprache nichts anderes als „Ebenen“ bedeutet, bezeichnet man jene ungeheuren, baumlosen Flächen des südamerikanischen Staates Argentinien, die im Osten von dem Flußlauf des Parana und der Küstenlandschaft der Provinz Buenos Aires, im Norden von dem Rio Saladillo und dem unteren Rio Salado, im Westen von den Vorketten der Anden und im Süden vom Rio Negro begrenzt werden. Sie umfassen ein Areal von nahezu 700,000 Quadratkilometer; aber Bodenbeschaffenheit und klimatische Verhältnisse bieten trotz dieser gewaltigen Ausdehnung der menschlichen Ansiedlung nur sehr beschränkte Möglichkeiten.

Die Oberflächenschichten dieser ungeheuren Ebenen werden fast durchweg von einer 30 bis 50 Meter starken Decke eines gelben oder rötlichen, kalkhaltigen Lehmes und sandigen Tonnes, der sogenannten Pampasformation, gebildet, einer Schwemmlandablagerung, in der sich unzählige Überreste längst ausgestorbener Säugetiere — neben Mastodonten und breitnasigen Affen namentlich riesige Faultiere und Gürteltiere — vorfinden. Einer späteren Zeit verdanken die Geröllablagerungen, die gegen die Randgebirge hin die Lehmschicht überdecken, sowie die Flugsandmassen und

wandernden Sanddünen der öden zentralen Region ihre Entstehung.

Charakteristisch für die Pampas sind ferner die ausgedehnten Salzablagerungen der argentinischen Salinas. Die einzigen Erhebungen sind die mitten aus der sonst ganz hügellosen Ebene emporragenden Sierras von Cordoba, Ancaeste und Ambato, deren saftige Alpenwiesen der menschlichen Ansiedlung ungleich günstigere Existenzbedingungen darboten als die Ebene mit ihrer rauhen und spärlichen Vegetation.

Zwischen der Sierra de Cordoba und dem Rio Colorado, aber auch in einigen anderen Regionen der Pampas finden sich zahlreiche Lagunen, die vielfach auf ihrem Grunde wie an ihren Rändern erhebliche Salz mengen ausscheiden. Einzig an diesen Lagunen und den wenigen Flußläufen wird das Auge des Reisenden durch den Anblick einiger Bäume und höheren Strauchwerks erfreut, sonst gibt es überall nichts anderes als Kräuter und Gräser. Der Boden ist mehr oder weniger von Salz durchdrungen und namentlich in den westlichen Teilen beinahe ganz unfruchtbar. Die im Oktober beginnende regenarme und in vielen Jahren völlig regenlose Zeit währt in der Regel drei bis vier Monate, zuweilen sogar noch länger. Sie wird für Mensch und Tier noch unerträglicher gemacht durch die häufig auftretenden trockenen und stürmischen Südwestwinde, die auf weite Strecken alle Vegetation verdorren und ersterben lassen.

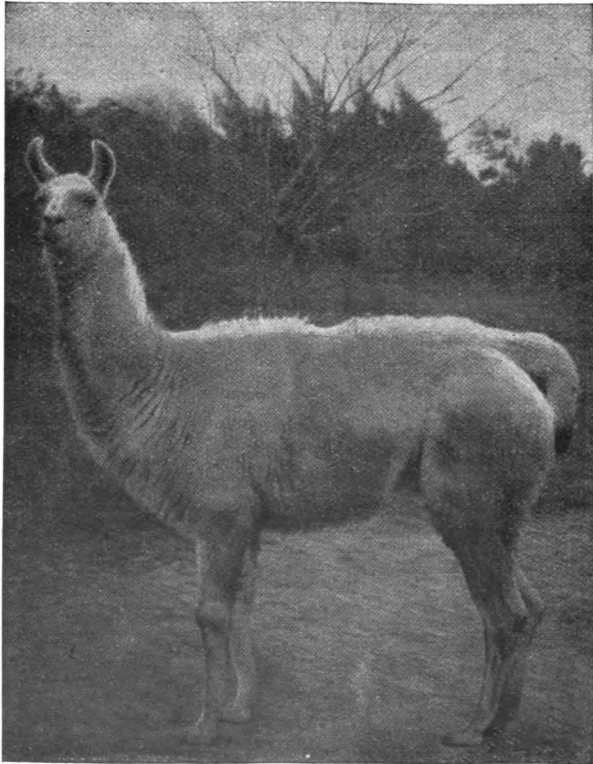
In früheren Zeiten wurden diese im großen und ganzen recht unwirtlichen Ebenen von vielen Indianerstämmen bevölkert, unter denen die Ketschua, die Manzaneros, die Behueltschen und Tehueltschen die an Kopfszahl bedeutendsten waren. Aber diese Pampasindianer sind längst bis auf wenige spärliche Überreste



Сауфос, zur Jagd reitend.

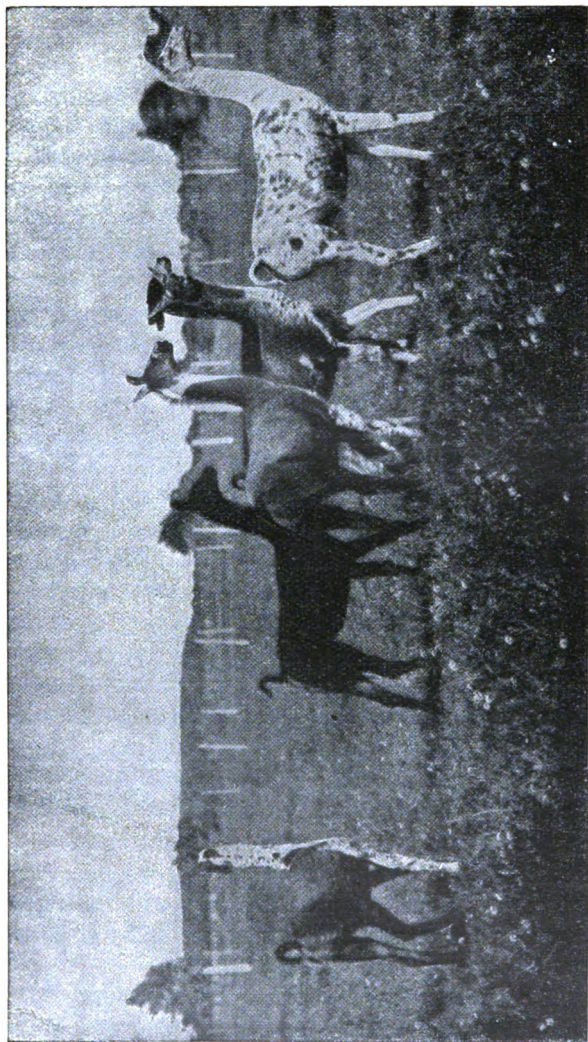


durch eine zumeist aus Mischlingen bestehende Ansiedlerbevölkerung verdrängt worden. Auf weit zer-



Lama.

streuten Farmen, den sogenannten Estancias, haufen diese ausschließlich Viehzucht treibenden Kolonisten, in deren Adern zumeist ebensoviel indianisches als spanisches Blut fließt, und die darum einen ganz eigen-



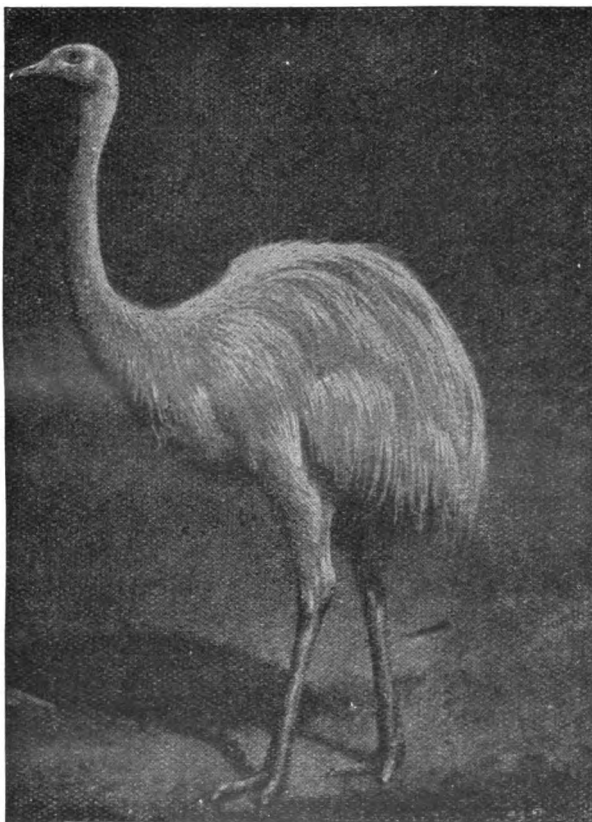
Guanacos.

artigen, nach europäischen Begriffen noch immer halb-wilden Menschenschlag darstellen.

Es sind die bekannten „Gauchos“ der Reiseschilderungen, hagere, wetterfeste Gestalten in groben Jacken und weiten Hosen, die Gesichter von breittrempigen Strohhüten beschattet, mit weitschäftigen Reiterstiefeln und riesenhaften Sporen an den Füßen. Ihre hauptsächlichste Beschäftigung ist das Hüten und Einfangen der Rinder und Pferde, die ihren größeren oder geringeren Reichtum ausmachen, und nur gelegentlich dürfen sie sich dem Vergnügen der Jagd hingeben, für die sie als echte Rinder der Natur durchweg eine leidenschaftliche Vorliebe haben.

Die Waffen, deren sie sich dabei bedienen, sind das in einer ledernen Scheide an ihrem Gürtel hängende Messer und die Pistole. Beide verstehen sie geschickt zu gebrauchen; unübertreffliche und unerreichbare Meister aber sind sie in der Handhabung des Lassos und der Volas. Letztere bestehen aus einem langen Lederriemen, der an jedem Ende eine Kugel trägt und in der Mitte zusammengerollt wird. Beim Gebrauch werden die Kugeln durch Drehen um den Kopf des Reiters in Schwung versetzt und im geeigneten Augenblick derart gegen die Hinterbeine des zu fangenden Tieres geschleudert, daß sich der Riemen um die Glieder des Opfers wickelt und es unfehlbar zu Fall bringt. Nicht nur den Nandu, den Guanako und anderes harmloses Getier jagt der Gaucho mit dieser eigenartigen Waffe, sondern er bedient sich ihrer zuweilen auch im Kampfe gegen den sogenannten Pampastiger und den Puma, den Löwen der argentinischen Ebene.

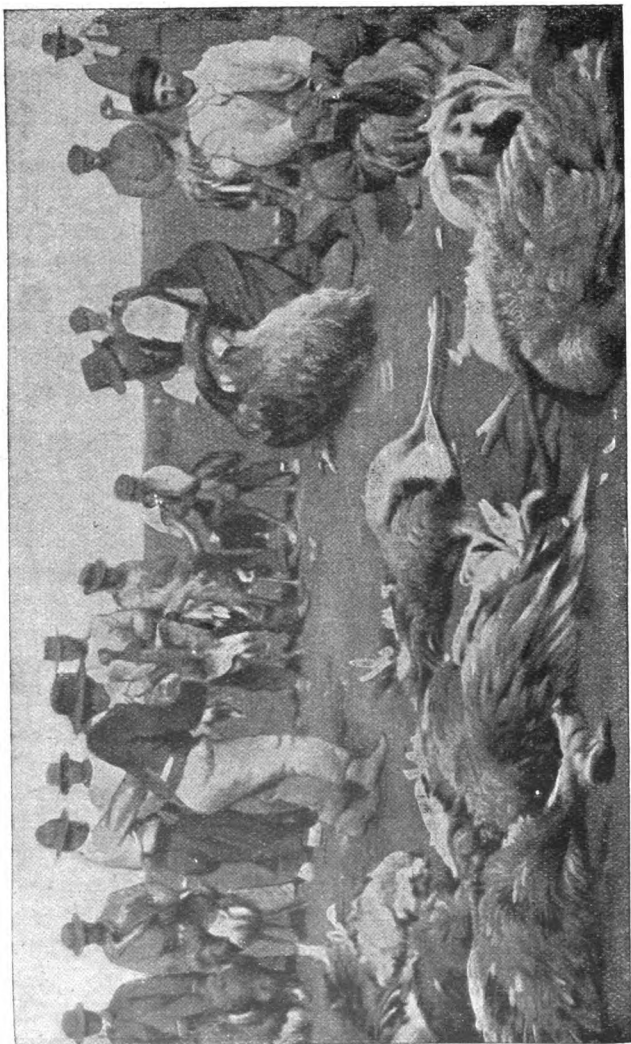
Man muß in der That ein so ausgezeichnetes Reiter und ein so trefflicherer Schleuderer sein wie er, um sich auf so tollkühne Unternehmungen einzulassen; ihm



Nandu.

aber scheinen sie kein allzu großes Wagestück zu bedeuten, und man hört kaum je, daß einer von ihnen dabei zu Schaden gekommen wäre.

Auf einer wie niedrigen Bildungsstufe der argentinische Gaucho auch stehen mag, und wie wenig ohne Zweifel die Rauheit seiner Sitten den Anforderungen



Nach der Mandujagd.

entspricht, die wir an einen Kulturmenschen zu stellen gewöhnt sind, für den Reisenden, der sich über Außerlichkeiten hinwegzusetzen und den rechten Verkehrston zu treffen weiß, ist er doch gar kein übler Gefährte. Ist es dem Fremdling einmal gelungen, das stark ausgeprägte Mißtrauen des Gauchos zu zerstreuen, so darf

er felsenfest auf ihn bauen. Der Pampasbewohner ist gewiß kein Gentleman im landläufigen Sinne des Wortes, aber an Treue, Zuverlässigkeit und — wo es not tut — an Opfermut steht er doch hinter keinem Edelmann zurück.

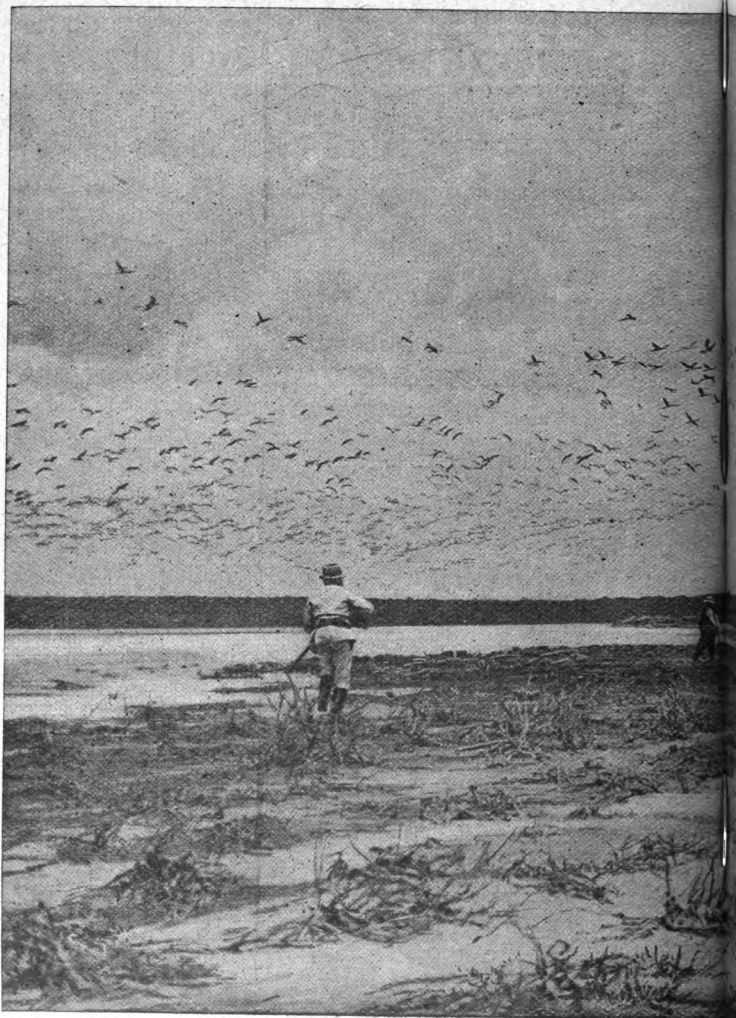


Ein Nandupaar  
mit Jungen.

Das Wild, das ihm für seine Jagdgelüste zur Verfügung steht, ist keineswegs so zahl- und artenreich, als man es bei der Spärlichkeit der

menschlichen Ansiedlungen auf dem ungeheuren Gebiete vermuten sollte. Die unabsehbare Ebene mit ihrer kargen Vegetation und ihrem Mangel an Schlupfwinkeln bietet eben für die meisten Tiergattungen, denen die klimatischen Verhältnisse sonst recht wohl zusagen würden, zu ungünstige Existenzbedingungen.

Das in großer Menge vorkommende Lama darf von vornherein bei der Aufzählung des Jagdwildes nicht mitgerechnet werden, weil es längst zu einem



Jagd auf Flamingos am



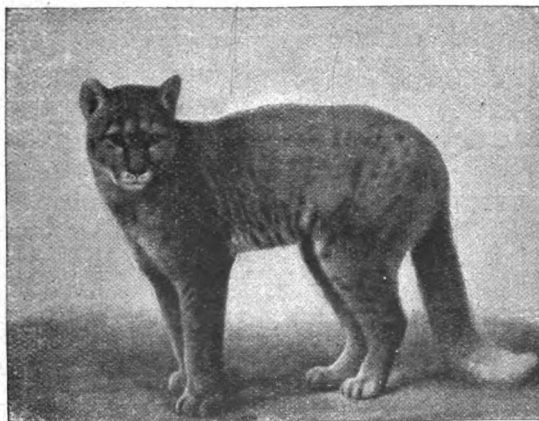
n Rande einer Lagune.



Arbeitstier geworden und im Zustande der Wildheit überhaupt kaum noch anzutreffen ist. Die Spanier, die als die ersten Fremdlinge in das Land kamen, fanden bereits ungeheure Herden von gezähmten Lamas vor, die für die Bewohner damals noch mehr als heute dieselbe Bedeutung hatten wie das Rentier für den Lappländer oder das Kamel für den afrikanischen Wüstenbewohner. Man benützt das Lama jetzt hauptsächlich als Lasttier. Es trägt ohne Widerstreben Lasten bis zu hundert Kilogramm und geht außerordentlich ruhig, solange es nicht erschreckt wird. Sein Fleisch wird überall gegessen, die Milch ist wohl-schmeckend, die Wolle läßt sich zu groben Tuchstoffen verarbeiten, und die Haut liefert ein sehr dauerhaftes Leder.

Eine ungezähmte und trotz bedeutender Verminderung noch immer in ansehnlichen Herden vorkommende Lamaart ist der Guanako, ein Tier mit verhältnismäßig kurzem, gedrungenem Leibe, langem, dünnem, nach vorn gekrümmtem Halse, langem, seitlich zusammenge-drücktem Kopfe und stumpfer Schnauze. Die großen Ohren fallen durch ihre Beweglichkeit auf, und die großen, lebhaften Augen erinnern an die unseres heimischen Rotwildes. Der langhaarige, sehr lockere Pelz ist schmutzig rotbraun, mit weißlichen und schwärzlichen Flecken. In der Ebene wird der Guanako von einem mittelmäßigen Pferde leicht eingeholt, während er im Gebirge wegen der Sicherheit, mit der er sich noch an den steilsten Hängen bewegt, kaum einzufangen ist. Junge Tiere lassen sich zwar zähmen, aber sie werden mit zunehmendem Alter so störrig, daß heute niemand mehr den Versuch macht, sich ihrer gleich dem eigentlichen Lama als Arbeitstier zu bedienen. Man jagt sie um ihres Fleisches und um ihres

feinen Wollhaares willen, aus dem sich vortreffliche Futterstoffe und sehr warme Decken herstellen lassen. Sehr selten geworden ist in den Pampas die Vicuña, eine außerordentlich zierliche und anmutige Lamaart mit kurzer, gekräuseltem, sehr feiner Wolle, die als Wigognewolle bei uns namentlich zur Verfeinerung der Oberfläche von Filzhüten Verwendung findet. Da die Vicuña überhaupt nur in der heißen Jahreszeit



Puma, der Löwe der Pampas.

aus dem Gebirge in die Ebene hinabsteigt, und dann von jeher einer rücksichtslosen Verfolgung ausgesetzt war, kommt sie heute als Jagdwild in den Pampas kaum noch in Betracht.

Von einem ähnlichen Schicksal bedroht ist der Nandu oder Pampasstrauß, dessen Jagd von jeher ein Lieblingssport der Gauchos gewesen ist. In seiner äußeren Erscheinung dem echten Strauß nicht unähnlich, unterscheidet er sich von diesem doch vor allem durch das Fehlen der kostbaren Schwung- und Schwanzfedern, die neuerdings

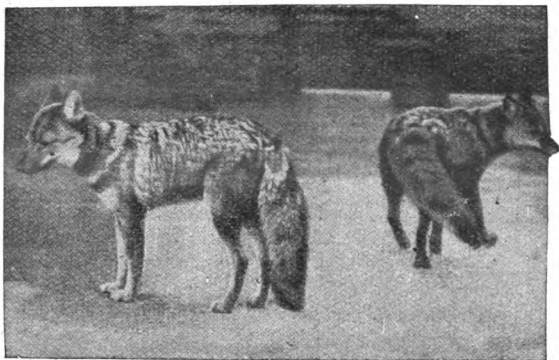
mehr denn je das Entzücken unserer Damenwelt bilden. Er lebt mit fünf bis acht Hennen in gesonderten Familiengruppen, die sich nach der Brutzeit oft zu großen Herden sammeln, ohne sich indessen allzu weit von ihrem



Pampastiger.

Geburtsort zu entfernen. Seine Nahrung besteht aus Gras, Beeren, Samen und Kerbtieren. Die Nistzeit beginnt im Dezember, und dem männlichen Tier fällt dabei merkwürdigerweise der größere Teil aller Pflichten zu. Der Hahn ist es, der eine Bodenmulde durch Ausfüttern mit Gras zum Nest herrichtet, der die von den

Hennen gelegten Eier in diese Mulde sammelt und der sich dann auch mit rührender Ausdauer volle neun- unddreißig Tage hindurch dem Brutgeschäft unterzieht. Der Nandu läuft ungemein schnell, seine Sinne sind sehr scharf und seine geistigen Fähigkeiten keineswegs so gering, als man es gemeinhin von den Straußvögeln annimmt. Er kommt den menschlichen Ansiedlungen ziemlich nahe, läßt aber nie die gebotene



Pampasfüchse.

Vorsicht außer acht und geht namentlich jedem berittenen Gaucho so frühzeitig und so weit als möglich aus dem Wege. Junge Tiere lassen sich ohne besondere Schwierigkeiten einfangen, aber man betrachtet es nicht als lohnend, sie auf den Estancias zu halten und weiterzuzüchten, da die Ausbeute an Federn die aufzuwendenden Mühen und Kosten nicht bezahlt machen würde.

Dagegen bildet die Jagd auf den frei lebenden Nandu eine der beliebtesten Vergnügungen des halbblütigen Pampasbewohners. In ihrer althergebrachten Form läßt sie sich allerdings nur da betreiben, wo dem

Reiter meilenweite Gebiete zur Verfügung stehen, auf denen es keinerlei Einzäunungen, Hürden oder sonstige Hindernisse gibt. Eine größere Anzahl von Gauchos pflegt sich dann für die Jagdpartie zusammenzutun; das gewählte Jagdgebiet wird in möglichst weitem Umkreis umstellt, und mit Hilfe der für diesen Sport ausgezeichnet dressierten Hunde wird der Kreis von den gegen seinen Mittelpunkt zusprengenden Reitern immer enger gezogen. Es ist ein richtiges Kesselreiben, dem oft eine erstaunlich große Anzahl der



Tigerlake.

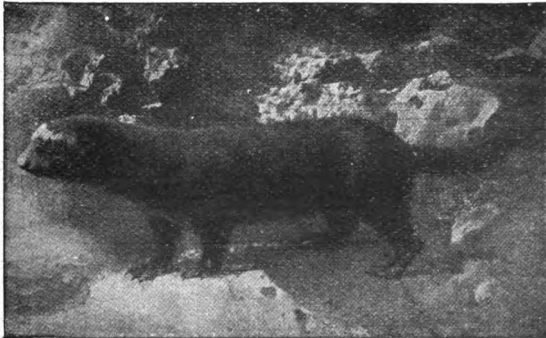
bedauernswerten Tiere zum Opfer fällt. Mittels Lasso oder Bolas zu Boden geworfen, werden die eingefangenen Vögel auf ziemlich brutale Weise getötet und der größeren Federn beraubt, die sich zwar für Schmuckzwecke nur wenig eignen, immerhin aber als beliebtes Füllmaterial für Betten einen

nicht ganz unlohnenden Handelsartikel abgeben.

Die noch vor etlichen Jahrzehnten schier unermessliche Zahl der argentinischen Nandu hat durch die Schonungslosigkeit der Verfolgung und durch das von jung und alt mit Leidenschaft betriebene Ausnehmen der Nester bereits eine gewaltige Verringerung erfahren; die übrigbleibenden Vögel aber wandern immer mehr südwärts in die Ebenen von Patagonien aus, wo sie zwar ein wesentlich rauheres Klima finden, aber von unbarmherzigen Menschen vorderhand noch wenig oder gar nicht beunruhigt werden. Das erwähnte massenhafte Einsammeln von Nandueiern er-

scheint im übrigen um so sinnloser, als diese für Nahrungszwecke verwendeten Eier kaum einen anderen Vorzug aufzuweisen haben als den ihrer allerdings recht ansehnlichen Größe. Sie sind in frischem Zustande für einen wenig verwöhnten Gaumen gerade noch genießbar — weiter nichts; für eine Delikatesse sind sie sicherlich noch von niemand erklärt worden.

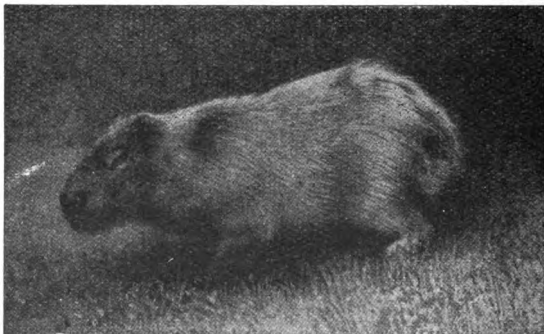
Größere Raubtiere sind in den Pampas nur spärlich vertreten, und es gibt unter ihnen keines, das man



Frettchen.

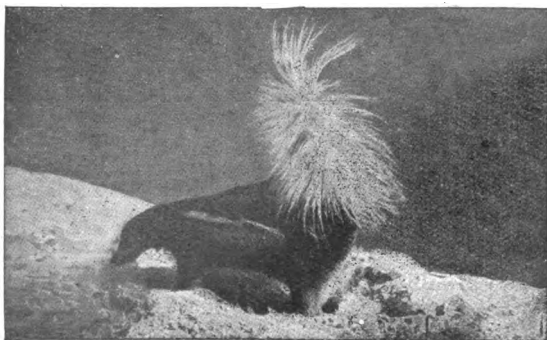
als für den Menschen hochgradig gefährlich bezeichnen könnte. Wenn der Gaucho dem Puma auch sehr gerne den stolzen Namen des Löwen gibt, so hat der feige, kleinköpfige, mähen- und bartlose Geselle doch in Wahrheit sehr wenig Anspruch darauf, mit dem König der Tiere verglichen zu werden. Denn er besitzt nichts von der Majestät seiner Erscheinung, nichts von seiner gewaltigen Kraft und nichts von der Vornehmheit seines Charakters. Seine Beute sind kleinere, wehrlose Säugetiere, besonders Schafe, und da er die üble Eigenschaft hat, nicht nur aus Nahrungstedürfnis,

sondern auch um des Mordens willen zu morden, so kann ein einziges Pumapaar, wenn ihm nicht recht-



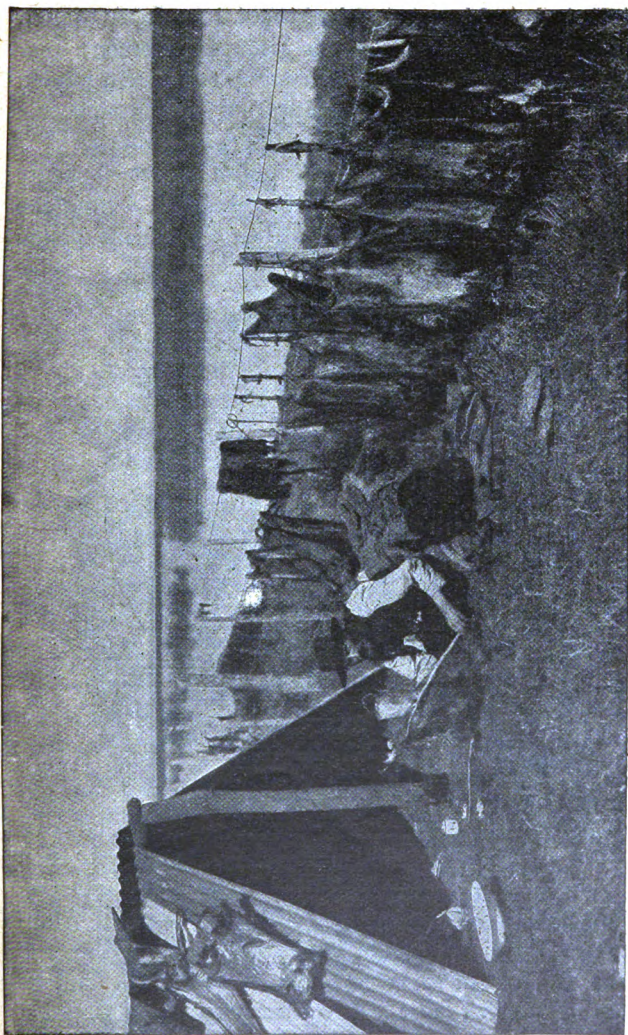
Carpincho.

zeitig das Handwerk gelegt wird, gewaltigen Schaden unter den Herden anrichten. Vor dem Menschen und



Zorrino.

selbst vor dem Hunde ergreift der Puma — auch Ruguar oder Silberlöwe genannt — zuerst immer die Flucht, und Beweise von Mut gibt er erst in der äußersten Not. Solche, denen der Zufall einmal Ge-

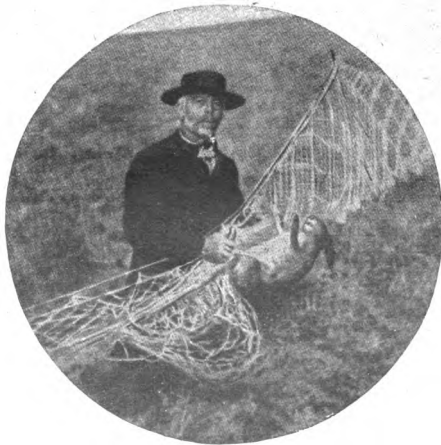


Otternjäger beim Trocknen der erbeuteten Felle.



legenheit gegeben hat, Menschenblut zu kosten, sollen allerdings angriffslustig und gefährlich werden; aber man hört in Argentinien sehr selten von einem solchen „cebado“, und es gibt unter den Ansiedlern viele, die überhaupt nicht an ihr Vorhandensein glauben.

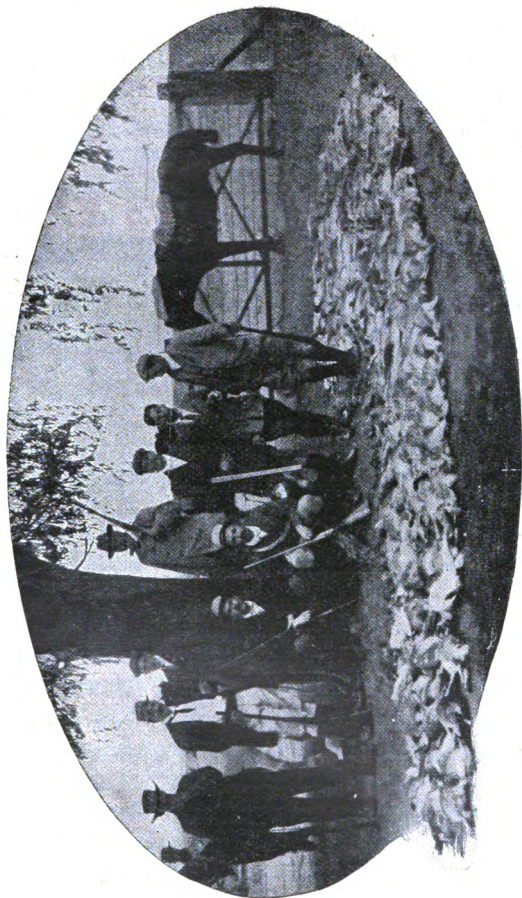
Mehr zu fürchten als der Puma ist der — heute schon äußerst seltene — Tiger der Pampas, wengleich auch er mit dem königlichen Tiger Bengalens genau



Hasenfang mit Netzen.

so wenig Ähnlichkeit hat wie der Silberlöwe mit seinem afrikanischen Namensvetter. Er ist lediglich ein Jaguar mit hübschem, geflecktem Fell und von mäßiger Größe, aber von erstaunlicher Kraft und Gewandtheit. Er hält sich mit Vorliebe an den Flußufern und den Rändern der Lagunen auf. Während des Tages ruht er im hohen Grase, mit dem Eintritt der Dunkelheit aber beginnt er seinen Jagdzug, bei dem er auch vor dem Angriff auf große Tiere, auf

Pferde und junges Hornvieh nicht zurückschreckt. Er tötet niemals mehr als ein Stück Vieh und frisst nicht

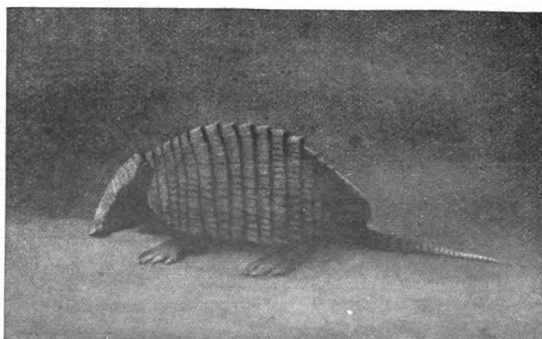


Die „Strede“ einer Hafenjagd.

öfter als zweimal von derselben Beute. Solange er den Menschen nicht kennen gelernt hat, weicht er ihm

aus, bei häufigerer Berührung aber verliert er bald alle Scheu, und wenn er einmal Menschenfleisch gekostet hat, also ein „cebado“ geworden ist, geht er auch ungereizt zum Angriff auf den Menschen über.

Namentlich unter den älteren Gaucho-Generationen — eine gewisse Entartung macht sich nämlich neuerdings auch hier bemerkbar — gab es nicht wenige, die beherzt genug waren, dem Jaguar mit Lasso und Bolas oder gar nur mit dem Messer zu Leibe zu gehen.



Gürteltier.

Diese letztgenannte Jagdmethode setzte allerdings einen außerordentlich hohen Grad von Tollkühnheit und Gewandtheit voraus. Der Gaucho umwickelte einfach die linke Hand und den linken Arm mit dem dicken wollenen Poncho, dessen dichtes Gewebe selbst den Zähnen und Krallen eines Jaguars für kurze Zeit hinlänglichen Widerstand entgegensetzen konnte, und während das zum Angriff gereizte, auf den Hinterpranken aufgerichtete Tier seine Wut an dem so geschützten, ihm entgegengehaltenen Gliede ausließ, schloß ihm der Jäger mit raschem Stoße den Bauch auf. Wir besitzen zahlreiche

Berichte durchaus glaubwürdiger Reisender, die von solchen mit eigenen Augen gesehenen Bravourstückerlein erzählen. Heute aber dürften sie bereits zu den aller-seltensten Vorkommnissen gehören.

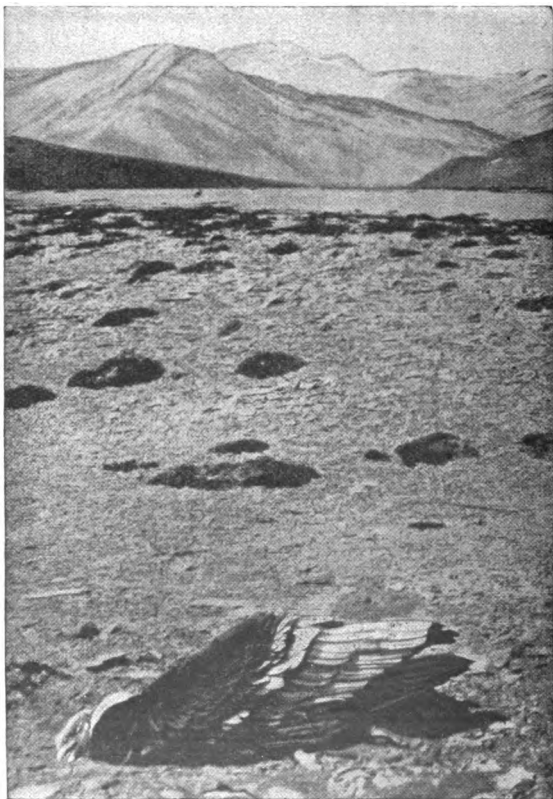
Was sonst noch an Raubzeug in den Pampas vorkommt, ist für den Menschen wohl hie und da lästig, aber nicht gefährlich. Der südamerikanische Fuchs unterscheidet sich von seinem europäischen Vetter weder in Gestalt noch in Lebensgewohnheiten in irgendwie bemerkenswerter Weise. Die in zahlreichen Spielarten vorkommende kleine Tigertatze, das Frettchen und der Fischotter bieten in ihren sattfam bekannten Lebensgewohnheiten nichts besonders Interessantes dar. Der Mara oder Pampashase, der Carpincho und der Zorrino sind Geschöpfe, die der Nähe des gefürchteten Menschen viel zu ängstlich ausweichen, als daß man ihnen anders als durch glücklichen Zufall



Der Tinamu, das Rebhuhn der Pampas.

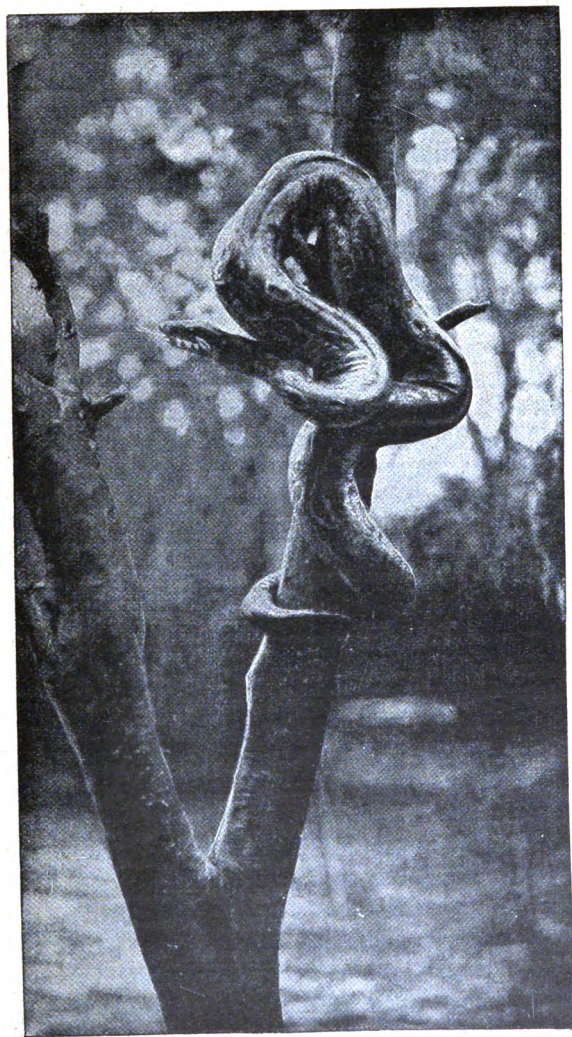
begegnen sollte. Seiner gänzlichen Ausrottung nahe aber ist das Gürteltier, jenes verkümmerte Überbleibsel aus ferner Vorzeit. Denn die Ahnen des kleinen, schwerfälligen Wesens, das wir heute bei unserer Annäherung scheu in seinen Höhlenbau schlüpfen sehen, waren das fossile Glyptodon, das ungefähr die Größe eines ausgewachsenen Nashorns erreichte und dessen dicker Knochenpanzer mit rosettenförmigen Skulpturen geschmückt war, und das Chlamydotherium Humboldti, dessen in der Pampasformation häufig vorkommende

Reste immerhin noch die eines Gürteltieres von Tapirgröße sind. Heute ist der argentinische Armadill ober



Frisch geschossener Kondor.

— wie er in der Landessprache heißt — Tatu eine unscheinbare, harmlose und recht stumpfsinnige Kreatur, die unter Ameisen- und Termitenhäufen in kunstlos gegrabenen Höhlen lebt und ihren Aufenthalt wechselt,



Boa.

sobald der betreffende Insektenhaufen ausgenüßt ist. Man jagt das Gürteltier, weil sein Fleisch für einen Lederbissen gilt, und weil es durch seine Grabarbeit den Boden für Reiter unsicher macht. Da sein Fang keine besonderen Schwierigkeiten hat, und da die überaus langsam wachsenden Jungen ihren zahlreichen Feinden wehrlos preisgegeben sind, ist sicherlich der Zeitpunkt nicht mehr fern, wo auch der letzte Tatu aus den Pampas verschwunden sein wird.

Die Vogelwelt der weiten argentinischen Ebenen ist erheblich artenreicher als die Säugetierfauna. Gejagt wird besonders der Tinamu, das Rebhuhn der Pampas. Einen besonderen Schmuck der Landschaft aber bilden in den lagunenreichen Teilen der Steppe die dort in ungeheuren Mengen auftretenden Flamingos mit ihrem zartroten Gefieder. An Raubvögeln kommen neben verschiedenen kleineren Arten am häufigsten vor: der Carancho, ein Adler mittlerer Größe, und der Chimango oder Kondor, ein Aasgeier von abstoßend häßlichem Aussehen und wenig anmutigen Lebensgewohnheiten. Der letztere horstet an den Hängen der Anden in Höhen von 3000 bis 4000 Meter, legt aber auf der Suche nach Beute ungeheure Strecken zurück. Er nährt sich hauptsächlich von den Kadavern gefallener Tiere und zeigt wenig Scheu vor dem Menschen.

Giftige Schlangen sind in den Pampas selten, und nur in den Wäldern an ihrem Rande findet sich zuweilen die Abgottschlange (*Boa constrictor*), die bis zu 6 Meter lang werden kann. Auch sie ist für den Menschen nicht gefährlich und nährt sich ausschließlich von kleinen Säugetieren, Vögeln und Reptilien. Sie ist so harmlos, daß man sie in Brasilien vielfach in Speichern und Lagerhäusern zur Vertilgung

der Ratten und Mäuse hält. Wenn man sie erlegt, geschieht es nicht um ihrer Schädlichkeit willen, sondern einzig wegen ihrer Haut, die sich vortrefflich zu Stiefeln und Satteldecken verarbeiten läßt. Von den Indianern wird auch ihr Fleisch gegessen, und ihr Fett steht bei allen Pampasbewohnern als Heilmittel in hohem Ansehen.







## Genesen.

Novelle von K. Treuen.

(Nachdruck verboten.)

Ein sonniger Frühlingstag ging zur Neige. Frau Herta öffnete das Fenster und ließ die warme Luft herein. „Fühlst du die frische Luft?“ fragte sie mit einem leisen Beben in der Stimme ins Zimmer zurück.

Der junge Offizier, der in einem Sessel mehr lag als saß, bewegte bejahend den Kopf. „Herrlich!“ murmelte er. „Was für ein Duft aus dem Garten kommt! Blühen denn so viele Rosen?“

„Gewiß. Soll ich dir welche pflücken? Von den ganz roten — ja?“

„Nein, laß nur! Ich würde sie ja doch nicht sehen. So genieße ich ihren Duft, ohne ihr junges Leben zu brechen. Man hat Mitleid, wenn man selbst so früh gebrochen wurde.“ Er streckte die Hände nach ihren schlanken, weißen Fingern aus und drückte einen Kuß darauf. „Mein armes Weib! Weißt du, daß es morgen ein Jahr ist, seit das Unglück geschah?“

„Ich weiß es.“

„Und bist dessen noch nicht müde geworden?“

„Wir tragen beide gleich schwer daran.“

Ihr Gesicht war von ihm abgewendet. Starr und groß sahen ihre Augen zum Fenster hinaus.

Er hielt noch immer ihre Hände in den seinen. „Wie lange ist's her, daß ich dein liebes Antlitz nicht mehr gesehen habe! Deine Augen, dein prachtvolles Haar, dein reizendes Lachen! Alles dahin für immer!“

„Der Arzt gibt ja Hoffnung.“

„Hoffnung!“ Er lächelte müde. „Davon wollen wir lieber nicht sprechen. Aber wenn ich denke, wie alles so ganz anders gekommen ist, als wir gedacht, möchte ich laut aufschreien. Was hast du nur heute für ein Kleid an? Ich glaube, es zu kennen. Ist es nicht das blaue mit den weißen Spitzen?“

Sie hielt geduldig still unter seinen tastenden Fingern. „Ja, es ist das blaue.“

„Mein Lieblingskleid! Es steht dir besser wie jedes andere. Wenn ich mir dein Wesen zu vergegenwärtigen suche, ist es mir immer, als müßtest du noch schöner geworden sein.“

Ein herber Zug lagerte sich um ihren Mund. „Das Leid verschönt nicht, Erich. Wenn du mich sehen könntest, würdest du finden, daß ich blaß und schmal geworden bin, und vielleicht würdest du sogar hie und da eine häßliche Falte entdecken.“

„Nun scherzest du!“

„Mir ist nicht danach zumute.“ Mit einem Seufzer strich sie sich das üppige Blondhaar aus der Stirn. „Ich habe jetzt eine Bitte an dich, Erich.“

„Welche denn, Liebste?“

„Gib mir eine Stunde Urlaub — nur eine Stunde! Ich bin seit Wochen nicht aus dem Hause gekommen, und das bißchen Bewegung im Garten zählt ja nicht mit.“

„Natürlich, Herzchen! Warum fragst du überhaupt?“

„Weil du doch allein bist. Soll ich dir das Grammo-

phon herzurücken? Ich kann dir die Platten da auf das Tischchen legen.“

„Nein, danke. Vielleicht schlafe ich ein wenig. Die letzte Nacht war ohnedies miserabel.“

„Wie du willst, Erich.“ Sie küßte ihn auf die Stirn. „Ich bin bald zurück,“ sagte sie, schon Schirm und Handschuhe zusammensuchend.

Gleich darauf fiel die Tür hinter ihr zu.

Draußen umging sie der Lärm einer belebten, schlecht gepflasterten Straße. Sie überquerte dieselbe hastig, mit flüchtigem Nicken einigen Bekannten dankend, die der jungen Frau mitleidvoll nachblickten. In jedem dieser Gesichter spiegelte sich die Tragik ihres Schicksals. Sie hätte bis ans Ende der Welt fliehen mögen, nur um nicht immer und ewig an ihr furchtbares Los erinnert zu werden. Eine seltsame Nervosität war seit einiger Zeit in ihr, eine Gereiztheit, die sie nur mühsam vor dem Kranken daheim verbarg. Seine ungezählten Wünsche, die sie von früh bis spät in Atem hielten, entlockten ihr manch heimlichen Seufzer. Sie fühlte, daß etwas in ihr gärte und nach Erlösung schrie.

Immer rascher schritt sie aus. Jetzt lagen die letzten Häuser der Stadt hinter ihr, und ein schmaler Fußpfad, der zu einer großen, blumenbesäten Wiese führte, nahm sie auf. An der einen Seite zog sich ein niederer, im Werden begriffener Fichtenwald hin und entsandte seinen leisen, ahnungsvollen Duft.

Die junge Frau streifte die Handschuhe ab und machte sich daran, einen Strauß Feldblumen zu pflücken. Das würde sie auf andere Gedanken bringen und die Nervosität ihres Wesens verjagen.

Nur wenige Fußgänger kamen vorüber. Der Strauß in ihrer Hand wuchs immer mehr an.

Endlich brach sie ihre Beschäftigung ab. Mit einigen

langen Halmen band sie die Blumen zusammen und wollte dann nach ihrem Schirm greifen, den sie achtlos neben sich ins Gras gelegt.

Er war verschwunden.

Als sie, erschreckt über die peinliche Entdeckung, auffah, blickte sie in das schelmisch lachende Gesicht eines Herrn, der das vermißte Gut lustig in der Luft schwenkte.

„Eine Warnung, gnädige Frau! Man darf sein Eigentum nicht leichtsinnig am Wege liegen lassen. Gleich ist ein anderer da und rafft es an sich. Hier — bitte!“

Sie bot dem jungen Manne die Hand. „Sind Sie auf Besuch hier, Herr Doktor?“

„Auf Besuch? Nein. Ich bin ja schon seit vier Wochen hier am Bezirksamt angestellt und habe mich gewundert, Sie noch nicht ein einziges Mal getroffen zu haben. Gehen Sie jetzt nach Hause? Darf ich Sie ein Stückchen begleiten?“

Sie nickte. Langsam schritt sie neben ihm her. „Es ist seit Wochen der erste Tag, daß ich ins Freie komme. Ich weiß nicht, ob Sie von dem entsetzlichen Unglück, das meinen armen Mann betroffen hat, Kenntnis erhalten haben.“

„Von seiner Erblindung? Ja, ich hörte davon. Aber doch nicht vollständig, hoffe ich?“

„Vollständig auf beiden Augen.“

„Und wodurch geschah —“

„Durch einen Sturz vom Pferde. Erich begann bald nach unserer Verheiratung mit dem Equitationskurs, da er zur Artillerie übertreten wollte. Vier Wochen nach der Hochzeit stürzte er, und zwar so unglücklich, daß er dadurch das Augenlicht einbüßte.“

„Das ist allerdings furchtbar. Wie erträgt es der Herr Oberleutnant?“

Ihre Stimme zitterte. „Als er zum Bewußtsein des Unglücks gelangte, raste er wie ein Wahnsinniger und schrie nach seinem Revolver.“

„Es wäre vielleicht das Menschlichste gewesen, wenn man seinem Wunsche willfahrt hätte.“

Sie zuckte zusammen. „Das kann nicht Ihr Ernst sein, Herr Doktor?“

„Doch, gnädige Frau. Ein entsetzliches Leben wäre ihm dadurch erspart worden — ihm und Ihnen. Oder ist doch noch Hoffnung vorhanden?“

„Keine. Die Blindheit ist durch eine heftige Gehirnerschütterung hervorgerufen worden und die Nethaut vollständig unempfindlich. Erich hat sich nach und nach in das Unabänderliche gefunden, und manchmal hofft er sogar. Er behauptet dann, einen lichten Schein zu haben, aber der behandelnde Arzt erklärt das für Einbildung und spricht jede Möglichkeit der Heilung ab.“

„Wie traurig! — Und Sie, gnädige Frau, wie ertragen Sie es?“

Sie zuckte die Schultern. „Ich wollte, die Menschen wären weniger teilnahmvoll. Wenn ich nicht tagtäglich meinen Jammer von ihren Lippen hören müßte, ich glaube, ich würde es leichter tragen als so.“

Ein bewundernder Blick des Doktors glitt an ihrer schlanken Gestalt hinab. „Es gehört viel Heroismus dazu, sein ganzes Lebensglück lautlos zu begraben.“

Sie schauerte. „Mir ist es manchmal, als wäre ich selbst blind und sähe nichts mehr als mein großes Unglück. Wenn mir das jemand prophezeit hätte!“

Der junge Jurist schaute aufmerksam in die vom scheidenden Sonnenlicht blutrot beleuchteten Fichtenzweige. „Prophezeit hat es Ihnen allerdings niemand. Dennoch möchte man beinahe an einen Finger-

zeig des Schicksals denken, wenn man erwägt, mit welchen Schwierigkeiten Sie zu kämpfen hatten, ehe Sie heirateten. Erst der Widerstand Ihrer Eltern, dann — Sie verzeihen — die leidige Kautionsfrage. Man brauchte nicht neugierig zu sein, um zu erfahren, daß Ihre Ehe erst mit Hilfe einiger Verwandter zustande kam. Ihr Herr Gemahl hat es mir einmal selbst erzählt. Vielleicht“ — er lächelte unmerklich — „war es auch der Neid Ihrer verschmähten Bewunderer, der — — Nein, nein, sehen Sie mich nicht so strafend an! Ich habe Ihnen stets das Beste gewünscht, was man einem Menschen nur wünschen kann, und es war gewiß nicht Schadenfreude, was ich bei der Nachricht von Ihrem Unglück empfand. Ich gäbe viel, wenn ich die Macht besäße, ein wenig Licht in Ihre Einsamkeit zu bringen.“

Zum ersten Male haftete ihr Blick voll auf seinem Gesicht. Doktor Lembach war ihr aus der Zahl ihrer Verehrer immer noch der sympathischste gewesen, und obwohl sie ihn schließlich gleich den anderen abgetan hatte, bewahrte sie ihm doch ein freundliches Gedenden. Seine ruhige, überlegene Art wirkte wohlthuend auf ihre Reizbarkeit. Außerdem war er sehr gebildet, und auch ihr Mann hatte seine Unterhaltungsgabe neidlos anerkannt.

„Sie können mir einen Gefallen erweisen,“ sagte sie ernsthaft. „Wenn Sie das Heim eines Kranken nicht abstößt, so besuchen Sie manchmal meinen Mann. Ich bin ja so froh, wenn er ein bißchen abgelenkt wird.“

„Mit tausend Freuden, gnädige Frau! Der Auftrag bedeutet eine Auszeichnung für mich. Ihr Herr Gemahl bekommt wohl viele Besuche?“

„Gewiß. Meist sind es Kameraden vom Regiment aber er ist nachher immer ganz traurig gestimmt. Auch

habe ich Angst, daß er bei einer solchen Gelegenheit einmal von seiner endgültigen Pensionierung erfährt.“

„Er weiß es noch nicht?“

„Er ist der Meinung, daß man ihn auf Grund seiner Tüchtigkeit auch noch ein zweites Jahr mit Wartegebühr beurlaubt habe. Blinde sind ja leicht zu täuschen.“ Sie reichte Lembach die Hand. „Auf Wiedersehen also, Herr Doktor! Wann werden Sie uns das Vergnügen schenken?“

„Morgen schon, wenn Sie gestatten. Bitte, entrichten Sie einstweilen meinen Gruß!“

Sie nickte ihm noch einmal zu und ging dann eilig nach ihrer Wohnung. Ganz leise trat sie in das Zimmer, in dem Erich sich befand. Er lag in seinem Sessel zurückgelehnt und schlief.

Wenn er schlief, war er glücklich. Für ihn gab es ja keinen Tag, bloß eine ewige Nacht, deren Lichtblide die Stunden des Vergessens waren.

Und sie, die diese ewige Nacht mit ihm teilte? War sie nicht noch zehnmal elender? Losgelöst von aller Freude sank ihre Jugend dahin, ungenützt und ungenossen.

Lembach hatte recht mit seinem Vergleich. Man hatte ihren brennenden Lebensdurst in ein Gruftgewölbe eingemauert. Ob man dies ertragen konnte, ein ganzes Leben lang ertragen, ohne darüber den Verstand zu verlieren? Überall, wohin sie kam, hielt man ihr den Spiegel vor, damit sie ihr Unglück darin beschaue. Warum — warum hatte das Schicksal gerade sie ans Kreuz geschlagen?

Sie schluchzte leise auf.

Ihr Gatte erwachte davon. „Schon zurück?“ fragte er, sich reckend.

„Ja, Erich. Und Blumen habe ich gepflückt, einen

ganzen großen Strauß. Es sind auch von den roten Nelken darunter, die du so liebst.“

„So warst du außerhalb der Stadt?“

„Ein Stückchen nur. Dabei habe ich eine Begegnung gehabt — Doktor Lembach, der schon seit vier Wochen hier am Bezirksamt angestellt ist. Ich soll dir einen Gruß bestellen von ihm und dir sagen, daß er morgen kommt.“

„Schön. Wußte er schon —“

„Ja.“

„Es wird ihm nahe gegangen sein. Er zählte ja einst zu deinen glühendsten Anbetern.“

Sie lachte nervös. „Es waren ihrer noch mehr, wie du dich erinnern wirst.“

„Ja, es war eine ansehnliche Zahl. Um deinetwillen wünschte ich, daß du glücklicher gewählt hättest.“

— — — — —  
Gegen fünf Uhr des nächsten Tages kam Doktor Lembach. Er entschuldigte sich, daß er diese späte Stunde ausgesucht, aber sein Dienst habe ihn bis vier Uhr im Amte festgehalten.

Herta führte ihn in den Garten, wo Oberleutnant Tornau in seinem Liegestuhl lag. Ehe sie den Fuß auf den Kies setzte, blieb sie einen Augenblick zögernd stehen.

„Bitte, vermeiden Sie alles, was ihn aufregen könnte, Herr Doktor.“

„Das ist selbstverständlich, gnädige Frau.“

Seite an Seite schritten sie auf das Fichtenrondell zu.

Der Oberleutnant wandte lauschend den Kopf.

„Wer ist da?“

„Herr Doktor Lembach, Erich.“

„Ach, das freut mich! — Ja, ja, als wir uns das letzte Mal sprachen — — Es ist sehr liebens-



würdig von Ihnen, nach mir zu sehen. Wie geht es Ihnen?“

„Danke — gut. Ich bin seit vier Wochen hier, was gleichzeitig eine Beförderung bedeutet. — Sie sehen übrigens recht wohl aus, Herr Oberleutnant.“

„Mein braves Frauchen läßt es mir auch an nichts fehlen. Sie pflegt meinen armen Leib mit der Aufopferung einer Märtyrin. — Herta, Kind, ist ein Stuhl da für den Herrn Doktor?“

„Gewiß.“

„Nun, dann bist du wohl so lieb und besorgst eine kleine Erfrischung. Herr Lembach wird bei dieser Wärme ein Glas Bier nicht verschmähen.“

„Ich möchte nicht, daß die gnädige Frau sich meinetwegen bemüht.“

Sie lächelte. „Ich sage, wie Sie vorhin sagten: Das ist selbstverständlich! — Gleich bin ich wieder da.“

Während sie den Salon durchschritt, warf sie unwillkürlich einen Blick in den Pfeilerspiegel. Sie war sehr bleich heute, und ihre Augen hatten einen seltsamen, fiebrigen Glanz.

Mit geschickter Hand bereitete sie in der Küche eine Anzahl belegter Brötchen, wie ihr Mann sie gern aß. Dann befahl sie dem Mädchen, Bier und Brötchen auf ein Tablett zu ordnen und in den Garten zu tragen. Sie selbst schritt langsam nach.

Die beiden Herren unterhielten sich anscheinend sehr gut. Herta hörte, als sie hinzutrat, wie ihr Mann eben eine Anekdote des Besuchers weiblich belachte.

Sie warf dem Erzähler einen dankbaren Blick zu. „Ich sehe, Sie haben das Talent, meinen Mann aufzuheitern. Er ist selten so gut gelaunt wie heute.“ Sie reichte die Brötchen und saß dann still mit ver-

schlungenen Händen auf der Gartenbank, nur hie und da ein Wort mit einstreuend.

Als es kühl zu werden begann, verlangte Tornau ins Haus.

„Sie aber bleiben ruhig sitzen,“ bemerkte er zu Lembach. „Ich schicke mein Frauchen gleich wieder heraus, und Sie machen dann wohl zusammen einen Spaziergang durch den Garten. Ich weiß nicht, warum ich mir einbilde, daß die abendliche Feuchtigkeit mir schade. Also lassen Sie sich nicht stören.“

Mit gefurchter Stirn sah Lembach den beiden nach. War es nicht ein Verbrechen, daß dieses junge schöne Weib an einen Mann gefesselt war, der ihre blühende Schönheit nicht genießen konnte und ihr selbst alle Lebensfreude entzog? War es nicht eine ganz unberechtigte Grausamkeit des Schicksals, daß immer eines das Opfer des anderen sein mußte?

Herta kam zurück. „Mein Mann besteht darauf, daß ich Ihnen unseren Garten, an dem übrigens gar nichts Besonderes zu sehen ist, zeige,“ sagte sie hastig. „Er hat zuweilen so kindische Einfälle.“

„Glückliche Einfälle, gnädige Frau. Noch habe ich von Ihrer liebenswürdigen Gesellschaft sehr wenig gehabt. Sie waren so still vorhin. Da schlage ich es desto höher an, nun mit Ihnen plaudern zu dürfen. Wir wollen also zunächst die Rosenbäumchen besichtigen.“

Gefällig bog sie in einen der Seitenwege ein und nannte ihm die Namen der verschiedenen Arten. „Mein Mann hat sie alle selbst gepflanzt. Und nun, da sie erblüht sind, sieht er sie nicht mehr!“

Lembach nickte bedauernd. „Ein Paradies, in dem das Glück fehlt. Ihre Äußerung erinnert mich übrigens an eine Frage, die Ihr Herr Gemahl an mich stellte, als Sie einen Augenblick abwesend waren.“

„Nun?“

Er blickte sie scharf an. „Ob Sie noch immer so schön wären, fragte er mich.“

Eine dunkle Welle flutete über ihre Wangen. „Es ist sein größter Schmerz, daß er mich nicht sehen kann.“

„Es gibt einen noch größeren: sehen und nicht besitzen dürfen, das Bewußtsein haben, daß gerade das, was des köstlichsten Glückes wert wäre, freudlos am Wege verblüht. Diese Rose zum Beispiel wird bis morgen entblättert sein. Heute aber kann sie noch Wonne spenden, wenn sie einem sehnsüchtig Verlangenden von lieber Hand geschenkt wird.“

Sie lächelte. „Wenn dies alles ist — ein solcher Wunsch soll Ihnen erfüllt werden.“

„Es ist vielleicht nicht alles. Die kleinen Wünsche spricht man aus, die großen verschweigt man. Hier haben Sie mein Messer, gnädige Frau. Achten Sie auf die Dornen — bitte! Eine bescheidene Freundlichkeit bin ich möglicherweise wert, ein blutiges Opfer nicht.“

Sie schnitt die Rose vom Stengel und reichte sie ihm. „Hoffentlich welkt sie nicht allzu schnell.“

„Das ist dann ihre eigene Schuld. Warum hat sie mich nicht früher gerufen?“

Der Ton seiner Stimme machte sie beben. Sie schlug rasch ein anderes Thema an. „Wie haben Sie meinen Mann gefunden? Nicht wahr, er ist körperlich recht wohl?“

„Körperlich schon, aber sonst —! Sind Sie wirklich entschlossen, dieses Martyrium bis an Ihr Lebensende zu tragen?“

Überrascht hob sie die Lider. „Das ist doch selbstverständlich.“

„Selbstverständlich — und auch wieder nicht. Gestatten Sie mir, das auszusprechen, was ich denke?“

„Es wird ja etwas sein, das ich anhören kann.“

„Unbedingt. Hat Tornau Ihnen nie den Antrag gestellt, Sie freizugeben?“

Sie schüttelte den Kopf. „Welche Idee! In seiner gegenwärtigen Lage bin ich ihm ja unentbehrlich.“

„Kein Mensch ist unentbehrlich. Es kann ihm doch kein Geheimnis sein, daß sein Unglück als drückende Last auf Ihrer Jugend liegt. Sie müssen ja ersticken darunter.“

„Dafür kann Erich nicht verantwortlich gemacht werden. Er verunglückte im Dienst.“

„Gewiß, aber — Sie verzeihen meine Aufrichtigkeit — wenn er selbst empfindet, muß er sich sagen, daß er kein Recht hat, Sie um Ihr ganzes Lebensglück zu betrügen, weil er selbst darum betrogen wurde.“

Herta riß heftig an einem Zweig, auf dem ein kleiner grüner Käfer saß. „Ich weiß nicht, ob Erich dieser Gedanke je gekommen ist. Man läßt es einen Kranken nicht merken, daß man durch ihn in Mitleidenschaft gezogen wird.“

„Und Sie sind sicher, daß Ihnen dies immer gelingen, daß Ihre Kraft nie versagen wird?“

Ihre Lippen zitterten. „Ich hoffe, daß es mir gelingen wird. Meine Pflicht hält mich unwiderprüflich fest, und zwar nicht nur die Pflicht. Wir haben aus Liebe geheiratet, und die Tragik unseres Schicksals hat in mir diese Liebe nicht zu töten vermocht.“

Lembach lächelte. „Das wäre auch sehr traurig, gnädige Frau. Immerhin ist es nicht wegzuleugnen, daß unser Gefühl eine Wandlung durchmacht, sobald der oder die Betreffende durch einen unglücklichen Zufall eine Sinnestätigkeit einbüßt, die zum Voll-

begriff ‚Mensch‘ unerläßlich ist. So ist eine leidenschaftliche Zuneigung zu einem Irren, Blinden oder Stummen einfach ausgeschlossen. Die Gleichwertigkeit fehlt. Es ist das Abhängigkeitsverhältnis, das diesen Umschwung bedingt, ein logisch vollkommen begründeter Umschwung, der nie als Vorwurf gelten kann. Deshalb wird jedermann die treue Pflegerin begreifen und bewundern, aber das Weib bedauern, das dabei seelisch und körperlich zugrunde geht.“

Sie drückte ihr Gesicht tief in den Kelch einer dunkelroten Rose. „Vielleicht irren Sie. Pflichtgefühl macht stark. Und sollte es wirklich einmal versagen, dann ist man längst an jenem Punkte der Teilnahmlosigkeit angelangt, wo der Schmerz schweigt und die Stumpfheit beginnt. Auch der fiebernde Lebensnerv läßt sich töten — muß sich töten lassen.“

„Muß?“ Er hatte sich herabgebeugt und sah ihr mit flimmerndem Blick von unten her in die Augen.

Eine jähe Bangigkeit schnürte ihr die Brust zusammen. Mit einem Ruck ließ sie den Zweig zurückschnellen, daß ein ganzer Blütenregen zur Erde niederging.

„Wir haben den Garten gesehen, Herr Doktor. Ich möchte jetzt ins Haus. Es wird kühl.“

Schweigend schritten sie über den unter ihren Füßen knirschenden Kies.

Da drang plötzlich durch das geöffnete Fenster ein Kreischen, wie wenn eine Nadel über eine Stahlplatte fährt. Gleich darauf aber ging es in ein von kraftvoller Männerstimme gesungenes Lied über.

Es muß ein Wunderbares sein  
 Uns Lieben zweier Seelen —

„Das Grammophon!“ murmelte Herta zusammenzuckend.

Sie wollte ins Zimmer treten, doch Lembach hielt sie zurück.

„Einen Augenblick, gnädige Frau. Es klingt hier so schön!“

Eine hypnotische Macht ging von ihm aus, die sie bannte und zum Gehorsam zwang. Schweratmend, mit gesenkten Lidern stand sie still.

Vom ersten Ruß bis in den Tod

Sich nur von Liebe sagen —

Als das Lied verklungen war, sprach keines von ihnen ein Wort.

Stumm schritten sie über die Schwelle.

---

Zweimal hatte Doktor Lembach seinen Besuch zu wiederholen versucht, und jedesmal war er von dem Mädchen unter einem Vorwand abgewiesen worden.

Herta hatte es so angeordnet. Sie fürchtete sich vor Lembachs Reden, denen ein schwüler, unsichtbarer Gifthauch anhaftete. Und doch entbehrte sie ihn. Neben seiner Gewandtheit, seinem weltmännischen Wesen war die Unbeholfenheit ihres Gatten erschreckend zutage getreten, und sie hatte sich geschämt, als Lembach einmal zugesprungen war, das Glas aufzufangen, das auf ein Haar den unsicher tastenden Fingern entglitten wäre.

Das Gebrechen drückte Tornaub den Stempel eines unmündigen Kindes auf. In dieser Beziehung hatte der Doktor recht. Ein Mensch, der das Unglück gehabt, sein Augenlicht einzubüßen, war nur mehr ein halber Mensch. Es war nur ein halbes Geben und Empfangen in der Zärtlichkeit zweier Geschöpfe, von denen das eine die ewige Nacht vor Augen hatte, während das andere sehnsüchtig dem Licht zustrebte.

Erich hatte Lembach gefragt, ob sie noch schön sei.

Die ganze furchtbare Ironie eines gestörten Liebeslebens lag darin enthalten. Sie konnte ihr Gesicht verunstalten, konnte alt und häßlich werden, ohne daß er es merkte. Und sie konnte schön sein wie ein Frühlingstag, ohne daß es ihm gegönnt war, sich daran zu ergötzen. Für ihn war ja alles zum Schatten geworden, das Schöne wie das Häßliche.

Ja, sie würde zugrunde gehen an diesem nie endenden Zwiespalt von Verlangen und Erfüllung. Aber sagen wenigstens sollte es ihr niemand mehr. Deshalb hatte sie Lembach aus ihrem Hause verbannt. Er würde nicht wiederkommen nach der zweimaligen Abweisung, denn er war viel zu klug, um nicht den wahren Grund zu ahnen.

Sie stand am Fenster und wischte mechanisch mit der Handfläche die Regentropfen von den Scheiben und freute sich beinahe über das kindische Spiel. Alle Rosen hatten heute die Köpfschen gesenkt unter der niederbrausenden Himmelslast. Wie in Tränen gebadete Mädchengesichter erschienen sie der jungen Frau.

Diese langen Nachmittage, wenn man nicht ins Freie konnte, waren entseßlich.

Aber eine Stunde hatte sie ihrem Manne vorgelesen, dann hatten sie geplaudert, und jetzt kam wieder die große Müdigkeit über sie, die sie seit einiger Zeit so oft befiel.

Da klopfte es. Ihr Herzschlag setzte aus, während sie „herein“ rief.

Lembach trat ein und blieb mit einer höflichen Verbeugung lächelnd an der Tür stehen.

„Störe ich?“ fragte er.

Mit einem verlegenen Lächeln schritt sie ihm entgegen. „Nein, Herr Doktor. Es ist sehr liebens-

würdig, daß Sie es uns nicht nachtragen, schon zweimal den Weg umsonst gemacht zu haben.“

Er las die Lüge von ihren brennenden Wangen ab. „Das heißt, Sie haben mir so viel Rühnheit nicht zugetraut, gnädige Frau? Ja, es gibt Menschen, die sich nicht abweisen lassen.“

Sornau mischte sich lachend in die etwas spitze Begrüßung. „Aber, lieber Doktor, Sie werden doch nicht glauben, daß man Sie absichtlich nicht eingelassen hat. Vielleicht schlief ich gerade, als Sie kamen. Herta ist in diesem Punkte besonders rücksichtsvoll.“

„Bitte, es bedarf gar keiner Entschuldigung. — Was sagen Sie zu diesem Wetter? Scheußlich — was?“

„Für mich ist das ziemlich gleich. Ich sehe ja weder die Sonne noch den Regen, und das Klatschen der Regentropfen höre ich ganz gerne. Es wirkt wie Musik.“

„Sie lieben die Musik sehr?“

„Unendlich. Wenn ich bei Stimmung bin, phantasiere ich gern auf dem Flügel. Aber es ist doch nichts Rechtes, wenn man nicht auch nach Noten spielen kann. So begnüge ich mich lieber mit dem Grammophon. Es ist ein gutes Instrument. Nun, Sie haben ja neulich eine Probe davon gehört.“

Lembachs Blick schweifte zu Herta hinüber, die anscheinend teilnahmslos ihren Platz am Fenster wieder eingenommen hatte.

„Ja, es war in der Tat sehr schön. Sie hatten aber auch ein herrliches Stück gewählt.“

„Soll ich es Ihnen nochmals spielen lassen?“

Mit zwei Schritten stand Herta neben ihrem Gatten. „Die Platte ist mir gestern aus der Hand gefallen und zerbrochen.“



„Wie schade! Wir müssen sie gleich nachbestellen. Wenn Sie das nächste Mal kommen, lieber Doktor, ist die Lücke schon wieder ausgefüllt. — Vielleicht möchtest du dem Herrn Doktor auf dem Flügel etwas zum besten geben, Herta?“

Sie schüttelte den Kopf. „Du weißt doch, daß ich vor Fremden nie spiele,“ sagte sie ungewöhnlich scharf. „Aber Herr Lembach wird gewiß so freundlich sein, mit dir eine Partie Whist zu machen.“

„Sehr gern, doch —“

„Mein Mann hat eigene Karten dafür. Sie müssen aufpassen, Herr Doktor. Wenn ich mit ihm spiele, gewinnt er immer.“

Als sie die Karten gebracht und den Tisch vor den Lehnstuhl geschoben, ging sie aus dem Zimmer. Sie wollte die Unterhaltung der beiden nicht stören.

Von Zeit zu Zeit drang ein Ausruf oder ein Lachen an ihr Ohr. Draußen im Garten sang der Regen seine eintönige Weise unermüdlich fort.

Nach einer Stunde erhob sich Lembach.

Nun mußte sie doch hinein, um sich zu verabschieden.

Der Oberleutnant, der durch die Anwesenheit des Besuches in frohe Laune gekommen war, winkte Herta zu sich heran. „Herr Doktor Lembach ist ein Engel. Eben hat er mir versprochen, zweimal in der Woche eine Stunde mir zu opfern.“

„Warst du da nicht ein bißchen anspruchsvoll?“

Lembach lächelte. „Wenn jemand von uns beiden anspruchsvoll ist, so bin ich es, gnädige Frau, denn ich selbst habe das Anerbieten gemacht. Sollte aber mein häufiges Erscheinen Ihnen unangenehm sein, so sehe ich natürlich davon ab.“

„Es ist mir durchaus nicht unangenehm.“

Er griff nach seinem Hut. „Ah, hier nebenan ist

der Flügel," bemerkte er in die offengebliebene Tür zum Nebenzimmer tretend. „Darf man einmal probieren?“

„Bitte!“ Mit innerem Widerstreben schritt sie ihm voran und öffnete den Deckel des Klaviers.

Lembach griff einige Akkorde. „Wirklich sehr klangvoll," sagte er. Und leiser fügte er hinzu: „Warum eigentlich haben Sie mich schon zweimal abweisen lassen, gnädige Frau?“

Sie schaute über ihn weg. „Erich hat Ihnen ja schon darauf geantwortet, Herr Doktor.“

„Diese Antwort genügt mir nicht. Ich habe nämlich" — er lächelte bedeutsam — „den kleinen Umweg nicht gescheut, und da habe ich Sie beide Male mit Ihrem Herrn Gemahl plaudernd im Garten sitzen sehen.“

Ein glühendes Rot schoß in ihre Wangen. „Wenn es so ist, wundert es mich doppelt, daß Sie noch ein drittes Mal den Versuch unternommen haben.“

„Ich sagte mir, daß Sie es nicht für nötig finden würden, dem Mädchen noch weitere Weisung zu erteilen, da Sie mit meinem persönlichen Taktgefühl rechneten.“

„Warum enttäuschen Sie mich?“

„Weil ich wissen wollte, wodurch ich meine Verbannung verschuldet. Habe ich irgend etwas gesagt?“

„Sie haben nichts gesagt.“

„Nun, dann ist auch die Strafe unverdient. Ich bin auf Ihren ausdrücklichen Wunsch gekommen und werde schon nach dem ersten Male wieder verbannt. Das ist grausam und ungerecht. Dennoch bin ich bereit, unter einem glaubhaften Vorwand abzusagen und nie wiederzukommen, wenn Sie es befehlen.“

In ihrem Gesicht kam und schwand die Farbe.

„Das würde meinen Mann sehr schmerzen,“ sagte sie ausweichend.

„Und Sie, gnädige Frau?“

„Ich?“

„Jawohl — Sie! Wenn ich wiederkommen soll, muß ich wissen, ob nicht jemand im Hause ist, dem meine Anwesenheit Pein verursacht.“

Sie lächelte krampfhaft. „Von Pein kann gar keine Rede sein. Und wenn es Sie nicht selbst ein großes Opfer kostet —“

„Das genügt. Ich danke Ihnen, gnädige Frau.“ —

Als er fort war, ließ sie mechanisch die Finger über die Tasten gleiten, die er soeben berührt. Sie erschienen ihr heiß, als wäre eine Glutwelle über sie weggebraust. Rasch schlug sie den Deckel zu und ging ins Wohnzimmer zurück.

An der Tür blieb sie stehen und betrachtete mit auf der Brust verschränkten Armen ihren Gatten, dessen erloschener Blick sie suchte. Ein seltsames Lächeln huschte über ihr Gesicht, und ohne die Augen von ihm zu wenden, begann sie ihr Haar aufzulösen, dieses lange, prachtvolle Haar, das ihr bis auf die Hüften herabfiel. Sie wußte, daß sie niemals schöner war als in ihrem natürlichen Schmuck.

Und der, für den sie sich so schmückte, saß dort in seinem Lehnstuhl und sah nichts von dieser Schönheit, nach der ein anderer bereits verlangend die Arme ausstreckte! Warum riß er sie nicht an sich in flammender Eifersucht, warum verteidigte er sie nicht gegen die sengenden Blicke jenes anderen?

Ach, er war ja blind!

In rasender Wut packte sie einen Leuchter und schleuderte ihn gegen das Spiegelglas, daß es mit Krachen zersprang.

Erschrocken fuhr der Oberleutnant in die Höhe. „Um Gottes willen, was war das?“

Sie lachte schrill. „Ich habe mich ein bißchen zu genau im Spiegel beguckt, und das hat ihn verdrossen. Verzeih den Lärm!“

---

Regelmäßig zweimal in der Woche fanden nun die Whistpartien statt. War das Wetter schön, saß man im Garten.

Der Oberleutnant hatte es durchgesehen, daß auch Herta sich am Spiel beteiligte, und ihr dadurch die Möglichkeit, sich während Lembachs Anwesenheit zurückzuziehen, ein für allemal abgeschnitten. So saßen sie Seite an Seite — Doktor Lembach und sie. Ihre Hände berührten sich zuweilen im Eifer des Spieles. Dann zitterte sie und wurde dunkelrot, während er mit einem Lächeln, das den vorempfundnen Sieg verkündete, ihre Erregtheit beantwortete.

Und ihnen gegenüber, einen Ausdruck zufriedenen Wohlbehagens in den Zügen, saß der Blinde und freute sich über diese „Dreieinigkeit“, die ihm den endlosen Tag so angenehm verkürzen half.

Etwas wie Haß gegen den Unglücklichen, dessen Hilflosigkeit der eines Kindes glich, stieg in der jungen Frau empor. Es fiel ihr ein, daß man es seinerzeit allgemein für unbegreiflich erklärte, daß sie Lembachs Werbung nicht ermutigte. Die Mädchen hatten den hübschen, geistvollen Mann wie Tauben umflattert, ihn mit allerlei Rünsten zu fesseln versucht, ohne daß er für eine von ihnen ein wärmeres Gefühl an den Tag legte. Sie aber hatte er geliebt. Und nun trat er zum zweiten Male in ihr Leben, Licht und Finsternis zugleich in dasselbe tragend. Ein Zauber ging von ihm aus, dem sie sich nicht zu entziehen vermochte,

so sehr sie sich auch sträubte. Sie zitterte vor seinem Kommen und zitterte, daß er absagen könne. Eine nervöse Heiterkeit lag über ihrem Wesen, wenn sie mit ihm redete. Sie fühlte, daß sie die Brücke zwischen ihm und ihr abbrechen müsse, wenn es nicht zu spät sein sollte. Aber sein zwingender Blick brachte das Wort auf ihren Lippen immer wieder zum Erstarren.

Als sie eines Nachmittags die Karten zusammenwarfen, wandte Lembach sich an Tornau: „Eine Frage, Herr Oberleutnant. Ich mache übermorgen mit Bekannten einen kleinen Gesellschaftsausflug. Würden Sie Ihrer Frau Gemahlin gestatten, daran teilzunehmen?“

„Das ist doch selbstverständlich. Ich bin ja froh, wenn sie auch einmal unter Menschen kommt. Nehmen Sie sich meines armen Frauchens nur ein wenig an!“

Hertas Wangen glühten. Sie wollte Einspruch erheben, besann sich aber eines anderen. Der Ausflug konnte ihr ja endlich Gelegenheit geben, offen mit Lembach zu sprechen, ihn zu bitten, daß er seine Beziehungen zu ihrem Hause abbreche.

Diesmal war sie fest entschlossen dazu.

Als sie zur bestimmten Zeit auf dem Bahnhof erschien, war nur Lembach anwesend.

„Die Gesellschaft ist schon vorausgefahren,“ berichtete er mit verbindlichem Lächeln. „Es ist Ihnen doch nicht unangenehm, gnädige Frau?“

Sie schaute ihn zweifelnd an. „Ich finde es, aufrichtig gesagt, recht sonderbar. Haben Ihre Bekannten Sie denn nicht von dieser Änderung verständigt?“

„O doch, aber erst im letzten Augenblick. Ich hätte einen Dauerlauf machen müssen, um Sie noch unterrichten zu können, und Sie hätten sich ganz un-

nötig abgehastet. Wir haben ja bloß zehn Minuten zu fahren, gnädige Frau. Ich hoffe —“

Er ließ den Satz unvollendet.

Mit einem unbehaglichen Gefühl, das sich deutlich auf ihrem Gesicht ausdrückte, stieg Herta in den Wagen, und erst, als sie sich überzeugt, daß er mit Fahrgästen reich besetzt war, ließ ihre Verstimmung nach.

Lembach bemerkte es sofort. „Mindestens dreißig gegen einen, gnädige Frau. Sind Sie nun beruhigt?“

Sie schlug die Augen nieder.

Die kleine Station, an der sie aussteigen wollten, war bald erreicht. Ein köstlicher Wald zog sich zu beiden Seiten des schmalen Fußpfades hin und überstreute diesen mit seinem kühlenden Schatten.

Lembach nahm Herta den Mantel ab. „Nun heißt es, kräftig ausbrechen, gnädige Frau, dann haben wir die anderen bald eingeholt. Der Weg da hinauf zur Sonnenhütte ist wundervoll. Rennen Sie ihn?“

„Nein. Aber ich meine fast, man hätte uns hier erwarten können.“

„Auf der heißen Station? Nein, gnädige Frau, eine solche Zumutung darf man bei achtundzwanzig Grad Wärme nicht stellen. Sehen Sie, dort oben liegt die Restauration. Es ist gar nicht weit.“

Sie wußte nicht recht, was sie erwidern sollte. Eine dunkle Ahnung beschlich sie, die ihr plötzlich alles Blut in die Schläfen jagte. Aber sie konnte sich täuschen. War dies der Fall, dann machte sie sich nur lächerlich vor Lembach. Ihr Herz pochte in ungestümen Schlägen. Mit gesenkten Lidern schritt sie schweigend neben ihm weiter und starrte auf die goldenen Reflexe, die das Sonnenlicht auf den braunen Waldboden zeichnete.

Lembach plauderte unaufhörlich. Er schien eine Menge Neuigkeiten gesammelt zu haben in den letzten

Sagen. Mit ganz unmotivierter Wichtigkeit erzählte er sie. Fast lautlos glitten die beiden zwischen den Stämmen dahin. Herta merkte wohl, daß ihn trotz seiner übersprudelnden Lebhaftigkeit ganz andere Gedanken besaßten als das wichtige Geschwätz. Aber er wagte ausnahmsweise nicht die leiseste Anspielung, an die sie die von ihr geplante Auseinandersetzung hätte anknüpfen können.

Allmählich wich das bedrückende Furchtgefühl von ihr. Die träumerische Waldstimmung blieb nicht ohne Eindruck auf ihr Gemüt, und langsam begann sie aufzutauen. In ihr verängstigtes Gesicht lehrte das Lächeln zurück, ihre Augen wurden groß und strahlend. Je näher man dem Ziele kam, desto freier wurde ihr Blick. Die erst stockende Konversation geriet in Fluß, und bald klang sogar hie und da ein fröhliches Lachen durch die Stille.

Lembach konnte sich kaum satt sehen an seiner Begleiterin. „Sie haben heute Ihre Mädchenaugen wieder,“ sagte er. „Ich zweifelte schon, ob Sie überhaupt noch lachen könnten, und nun können Sie es wirklich. Wie mich das freut!“

Sie waren auf der Terrasse des Restaurants angelangt und gingen die Reihen der vollbesetzten Tische durch.

Herta schaute fragend zu Lembach auf. „Nun?“

Er blieb stehen. „Sie sind nicht da,“ erklärte er achselzuckend.

„Nicht da?“ Bleich vor Schrecken stieß sie die Worte hervor. „Haben Sie nicht gesagt, daß wir hier mit der Gesellschaft zusammentreffen würden?“

„Das habe ich allerdings gesagt. Aber“ — er beugte sich herab und blickte ihr mit seinem unwiderstehlichen Lächeln tief in die entsehten Augen — „ich

glaube, wir bedürfen ihrer nicht. Ihren Vorwurf ertrage ich gern, denn ich habe dafür die Freude genossen, Sie heiter zu sehen, und in gewissem Sinne habe ich mein Versprechen auch gehalten. Die Gesellschaft, der ich Sie zuführen wollte, ist die Sonne, die Natur, die Freiheit. Sie haben sich wohl befunden in dieser Gesellschaft, und das macht mich glücklich. Ich denke, wir vermeiden jedes Aufsehen. Der brave Knappe da, der uns schon so verheißungsvoll mit seiner Serviette umwedelt, wird mir mit Vergnügen Handschellen anlegen, wenn Sie es befehlen. Was darf ich Ihnen bestellen, gnädige Frau?"

Etwas Unverständliches murmelnd, ließ sie sich auf dem Sessel, den er ihr mit bittender Gebärde zuschob, nieder. Ihr Gesicht glühte.

Als der Kellner sich mit dem Auftrag entfernt, neigte sich Lembach flüsternd über den Tisch. „Zürnen Sie mir, gnädige Frau?"

„Sie fragen noch?"

„Ich frage, weil ich es nicht glauben kann, daß die Augen, die mich eben noch so freundlich angelacht, mir ernstlich böse sein können.“

Ihre Brust hob und senkte sich stürmisch. „Sie werden diese Erfahrung machen. Von heute ab verbiete ich Ihnen mein Haus.“

„Um dieses kleinen Vorfalles willen?"

„Nein, nicht allein deswegen, sondern —“

„Bitte, sprechen Sie, gnädige Frau!"

„Nun denn, Ihre häufigen Besuche bedeuten eine Gefahr für den Frieden meines Heims. Sie wissen es, und dies hätte genügen sollen, Sie schon längst zum Fernbleiben zu veranlassen.“

Um Lembachs Lippen spielte ein feines Lächeln.



„Es ist der größte Stolz eines Mannes, wenn er für eine Frau Gefahr bedeutet.“

„Und die Konsequenzen?“

„Die Konsequenzen? Ich verstehe nicht recht, was Sie meinen. Ihre Ehe ist ein hoffnungsloser Fall. Als Kenner der Frauen, für den man mich großmütig hält, sage ich es Ihnen auf den Kopf zu, daß Sie unglücklich sind, ja unglücklich sein müssen! Was nützt der leuchtende Blick der Liebe, wenn er keine Erwidderung findet? Der Triumph des Weibes besteht ja darin, schön zu sein für den Mann, den es liebt, und diese herrliche Aufgabe ist Ihnen für immer genommen. Sie können einen ganzen Frühling auf das Grab eines geliebten Toten pflanzen, es bleibt deshalb doch nur ein Grab. Das ist der Unterschied zwischen Pietät und Liebe. Man kann das eine bewahren, ohne das andere aufzugeben. Ihr Herz soll deswegen nicht einsam verblühen.“

„Und das Recht hierzu?“

„Es ist unser Lebensrecht, gnädige Frau, das Recht des Menschen, der weiß, daß er nur einmal jung ist und daher auch nur einmal glücklich sein kann. Sie haben mir vorhin ein Geständnis gemacht und haben mir damit etwas geschenkt, das ich nicht um viel Gold vertauschen möchte: das Bekenntnis Ihrer Sympathie. Meine Anwesenheit quält Sie, weil zwischen uns die häßliche Verstellung einherstreitet mit ihrer höhnischen Maske und ihrem unnatürlichen Gebaren. In dem Augenblick, wo man sich darüber klar wird, daß man einander gut ist, fällt diese Last von einem ab, und man wird ein freier, fröhlicher Mensch. Wir werden uns fortan ganz anders gegenüberreten wie bisher. Ein Blick, ein Händedruck, ein Wort, dessen Sinn nur wir beide kennen, werden die geflügelten

Boten unserer Empfindung sein. Und“ — wieder lächelte er — „Sie selbst sagten es mir ja am ersten Tage meines Kommens: Blinde sind leicht zu täuschen. Erinnern Sie sich?“

Ihre Brauen furchten sich. „Das war nicht in diesem Sinne gedacht.“

„Ich weiß es. Aber es paßt auf unsere Lage.“

„Und wie — wie denken Sie es sich —“

„Unser Verhältnis zueinander?“

Sie nickte nur.

„Wie ich bereits sagte: eine köstliche seelische Uebereinstimmung. Ich möchte, daß mein Glück auch das Ihre würde, und wünsche nur das Beste für Sie. — Zürnen Sie mir noch immer?“

Er hielt ihr flehend die Rechte entgegen, und sie blickte gepeinigt auf die schlanke, weiße Männerhand, deren Liebkosung sie zu fühlen vermeinte, ohne daß dieselbe sie berührte.

Das Erscheinen des Kellners enthob sie der Entscheidung. Schweigend nahm sie einige Bissen.

Auch Lembach schwieg und horchte nach dem Orchester hin, das soeben die Tannhäuserouvertüre zu Gehör brachte. Von Zeit zu Zeit warf er einen forschenden Blick auf seine stumme Nachbarin.

Herta hatte, nachdem sie gegessen, die während des Aufstiegs gepflückten Blumen vom Stuhl genommen und band sie zu einem Strauß. Sie achtete nicht darauf, als Lembach nach einer Weile den Kellner heranwinkte und mit gedämpfter Stimme einen Befehl erteilte. Erst als dieser mit einem Eiskübel, aus dem eine mit silbernem Köpfchen verzierte Flasche herausguckte, wiederkam, hob sie erschrocken die Lider.

„Was soll denn das?“ fragte sie bellommen.

Lembach griff gleichmütig nach dem leeren Stengel-

glas. „Wir müssen unbedingt auf unsere Versöhnung trinken, gnädige Frau. Ich habe die leichteste Marke gewählt, um nicht wieder einer schlechten Absicht verdächtigt zu werden.“

Er hielt ihr sein Glas hin, und zögernd stieß sie mit ihm an.

Der kühlende Trank floss wonnig in die Kehle und regte alle Lebensgeister neu an. Hertas Gesicht hellte sich zusehends auf, während sie den schmalen Becher in kurzen Pausen zum Munde führte.

Die Musik spielte einen pridelnden Walzer. Lembach deutete auf den Hintergrund der Terrasse, wo ein paar Ausflügler rasch die Tische zusammengeschoben hatten, um Raum zu schaffen.

„Dort tanzen sie, gnädige Frau. Wollen wir's auch wagen?“

„Was denken Sie! Wenn mich jemand erkennt!“

„Ich habe Umschau gehalten und trotz mikroskopischer Genauigkeit keinen Bekannten entdeckt. Man ist nicht verpflichtet, sein Unglück überall mit hinzunehmen. Oder tanzen Sie nicht gerne?“

„Leidenschaftlich!“

„Nun, so werden wir eben tanzen.“

Er war aufgesprungen und hatte ihr den Arm gereicht.

Wie lange war das her, daß sie zum letzten Male an diesem Vergnügen der Jugend teilgenommen! Ein Rausch kam über sie. Ihre Füße glitten über den rauhen Boden, als wäre er spiegelndes Parkett. Mit hinreißender Grazie tanzte sie.

Als Lembach sie aus den Armen ließ, taumelte sie plötzlich. Die ungewohnte Bewegung und der hastig getrunkene Schaumwein verursachten ihr Schwindel.

Behutsam, als wäre sie ein kleines Kind, geleitete

Lembach sie an ihren Platz zurück, legte ihr den Schal um die Schultern, damit sie sich nicht erkälte, und schaute ihr dann schelmisch in die Augen.

„Nun, gnädige Frau, war das nicht schön?“

„Sehr schön. Aber ich schäme mich.“

Er lachte. „Das ist ganz überflüssig. Die frohen Tage in eines Menschen Leben sind zu zählen. Niemand bringt sie uns wieder, wenn wir sie aus kleinen Bedenken verschmählt haben.“

Als sie sich ausgeruht, erklärte sie, heim zu wollen. Die Sonne fiel bereits schräg durch die Fichtenstämme. Lembach stand sofort auf.

Von den anderen Ausflüglern dachte noch niemand ans Fortgehen, so wanderten sie unbeobachtet und unbelauscht den Weg zurück, den sie gekommen. Der Wald duftete von den feuchten Atemzügen, die mit zunehmender Dämmerung dem Erdboden entströmten.

Herta hatte den Hut abgenommen und ließ die kühle Luft um ihre Schläfen spielen. Ihre Augen glänzten seltsam heiß und ein durstiger Zug lag um ihren Mund, während sie, wie über einen holden Traum lächelnd, in die grüne Pracht des Waldes blickte.

„Wie schön!“ murmelte sie stehen bleibend. Sie lehnte sich an einen Baum. „Wie glücklich mag der sein, dem es gegönnt ist, diese köstliche Stimmung mit dem Pinsel festzuhalten!“

Er neigte sich tief zu ihr herab. „Nun sind Sie mir doch ein wenig dankbar, daß ich Sie aus Ihrem Kerker ans Licht geführt — nicht wahr?“

Sie nickte. Ihre Augen, die mit wohligen Grausen in das über sie geneigte Antlitz blickten, schlossen sich jäh. Rote Wolken wallten vor ihr auf und nieder. Lembach hatte sie geküßt.

---

Um sieben Uhr war Herta daheim. Die Hand auf das pochende Herz gepreßt, trat sie ins Wohnzimmer, wo Tornau eben eine Patience legte.

Als er ihren Schritt hörte, warf er sofort die Karten zusammen und streckte beide Hände nach ihr aus. „Nun, Herzchen, wie war's? Schön — ja? Hast du dich ein bißchen aufgeheitert? Du duftest ja wie ein ganzer Fichtenwald. So küsse mich doch!“

Zitternd schlich sie herzu und hielt ihm die Wange hin. „Ja, es war sehr schön. Lembach läßt dich grüßen. Und wie hast du inzwischen die Zeit verbracht?“

„Gar nicht so schlecht. Ich habe Besuch gehabt — lieben Besuch!“

Sie merkte erst jetzt, wie seine Hände zitterten und wie sich in seinen Zügen eine ungewohnte Erregung spiegelte.

„Wer denn?“ fragte sie verwundert.

„Ein ehemaliger Schulgenosse, der jetzt Regimentsarzt und seit zwei Tagen hierher versetzt ist. Bach heißt er. Wir waren sehr intim als Jungen.“ Die zitternden Hände fuhren an ihrem Arm nervös auf und nieder. „Er hat meine Augen untersucht — und will mich gesund machen. Nun, was sagst du zu der Neuigkeit?“

Sie brachte kein Wort über die Lippen. Wie im Fieber hämmerten ihre Pulse.

Doch die furchtbare Spannung wich. Das war ja alles Unsinn! Erichs Blindheit war unheilbar! Natürlich hielt es jeder, der ihn sah, für seine Pflicht, ihm Genesung zu prophezeien, ihm Hoffnung zu machen.

Sie strich ihm langsam übers Haar. „Das wäre freilich ein großes Glück, Erich. Ist dieser Bach denn ein so geschickter Augenarzt?“

„Er genießt trotz seiner kurzen Praxis schon einen Ruf. Ich habe ihm von dem lichten Schein erzählt, den ich manchmal zu sehen glaube, und er meint, das wäre ein gutes Zeichen.“

„Und wann will er mit der Kur beginnen?“

„Gleich morgen. Er sagte etwas von Dunkelhaft und wochenlangem Zimmerarrest. Mir ist alles recht, wenn ich nur mein Augenlicht zurückerhalte. — Du, Liebstes, und mein Retter — ihr beiden sollt dann die ersten sein, die ich nach meiner Kerkerzeit wiedersehe. — Ach, Herta, das Glück, das Glück!“

Seine Aufregung teilte sich auch ihr mit. Wenn er wahr sprach! Wenn wirklich Hoffnung vorhanden war! Was würde dann sein? Was geschehen?

Ein Schauer rieselte durch ihren Leib. Sie wollte nicht daran denken.

Mit fiebernder Ungeduld erwartete sie das Kommen des Regimentsarztes. Als er gegen Mittag erschien, faßte sie ihn schon im Vorzimmer ab und bat ihn zu einer Unterredung in den Salon.

„Mein Mann hat mir erzählt, daß Sie Hoffnung haben, ihm das Augenlicht wiederzugeben. Ist das richtig?“

„Diese Hoffnung habe ich allerdings, gnädige Frau.“

„Wirklich?!“ Ihre Augen ruhten so voller Entsetzen auf ihm, daß er sie unwillkürlich erstaunt anblickte.

„Gnädige Frau scheinen zu glauben, daß es sich nur um eine Vor Spiegelung handelt. Dem ist nicht so. Ich habe die Augen meines bedauernswerten Kameraden genau untersucht und möchte entschieden zu einer energischen Behandlung raten.“

„Und welcher Art soll diese sein?“

„Ich werde vorerst durch äußere Mittel auf die

infolge der Gehirnerschütterung um ihre Funktion gebrachten Sehnerven einzuwirken versuchen und dann durch einen operativen Eingriff das weiße Häutchen entfernen, das sich auf beiden Augen über der Netzhaut gebildet hat. Das Gelingen dieser Operation wäre für mich der schönste Erfolg meines Lebens.“ Er lächelte. „Es ist für einen Arzt eine lohnende Aufgabe, mit einem Schläge zwei Menschen glücklich zu machen.“

Herta antwortete nicht. Sie öffnete ihm die Tür ins Wohnzimmer und horchte auf die Anweisungen, die er ihr nach der nochmaligen Untersuchung gab. Das kleine, wenig benützte Kabinett neben dem Salon sollte für Tornau als Krankenzimmer hergerichtet und das einzige Fenster durch einen schwarzen Vorhang verdunkelt werden. Außerdem würde der Kranke tagsüber eine Binde um die Augen tragen, so daß jedes Eindringen eines Lichtschimmers vermieden wurde.

Damit hatten allerdings die Whistpartien ein jähes Ende gefunden.

Als Lembach gegen Abend erschien, wurde er zu seiner Überraschung von der jungen Frau allein im Salon empfangen, anstatt wie sonst ohne weiteres ins Wohnzimmer eingelassen zu werden. Die Blässe ihres Gesichtes mußte ihm auffallen.

„Ist etwas geschehen?“ fragte er, beunruhigt durch den kühlen Gruß, den sie ihm bot.

„Ja, es ist etwas geschehen, oder vielmehr: es wird etwas geschehen. Mein Mann hat gestern während meiner Abwesenheit den Besuch eines Arztes gehabt, der ihm versprochen hat, ihm sein Augenlicht wiederzugeben.“

Lembach lächelte. „Glauben Sie das, gnädige Frau?“

„Ja, ich glaube es. Der Mann hat mit vollster Überzeugung von der Möglichkeit einer Heilung geredet.“

„Es hat schon mancher Arzt mit bewunderungswürdiger Sicherheit eine falsche Diagnose gestellt. Ich gebe nichts darauf. Sie können diese Ahnungen ruhig fallen lassen.“

Er wollte auf sie zu und ihre Hand fassen, doch sie wich vor ihm zurück.

Verdutzt blieb er stehen. „Was soll das? Hat die Prophezeiung des Arztes so heftig gewirkt, daß Sie mir sogar einen Händedruck verweigern?“

Sie antwortete nicht.

Lembach lächelte. „Ich verstehe. Sie gehören zu jenen Frauen, die in dem Augenblick, da sie ihr Heim betreten, gewissenhaft auch wieder den lästigen Pflichtenmittel überwerfen. Sei es! Ich will Sie in Ihren Buzübungen nicht hindern, bitte Sie aber, sie auf die Stunden zu verlegen, in denen ich abwesend bin.“

Sie blickte starr auf ihn. „Diese Stunden dürften sich wohl in Wochen verwandeln. Mein Mann hat auf unbestimmte Zeit Dunkelarrest, so daß die Whistpartien vorläufig aufgehoben sind.“

„Wie Sie das sagen! Man könnte glauben, Sie freuten sich darüber!“

Gepeinigt fuhr sie sich über die Stirn. „Haben Sie denn kein Verständnis für meine Qual? Ich zittere vor dem Augenblick, wo Erich das Bekenntnis meiner Schuld aus meinen Zügen lesen wird. Wie ein Blitz wird es mich hinstrecken zu seinen Füßen!“

„So spricht eine Dilettantin der Liebe!“

Liebe! Sie wußte nicht, warum das Wort sie so seltsam berührte. Etwas Fremdes, Unverständliches lag darin. Ihr Blick irrte suchend über das Gesicht



des Doktors, der mit dem spöttischen Zug um den Mund heute einen viel weniger sympathischen Eindruck machte.

Er schien ihre Gedanken zu erraten. „Nun, habe ich mich verändert seit gestern?“ fragte er noch immer in demselben spöttischen Ton.

„Fast kommt es mir so vor. Aber vielleicht bin ich es, die sich verändert hat. Seit gestern hat sich ein Abgrund vor mir aufgetan, in den ich nicht zu blicken vermag, ohne vom Schwindel gepackt zu werden. Ich begreife gar nicht, wie Sie der voraussichtlichen Wendung meines Geschickes so gleichmütig gegenüberstehen können.“

„Erstens: weil ich von den Versprechungen unserer Ärzte eine sehr geringe Meinung habe, und zweitens: weil es für einen Mann mit festem Willen kein Hindernis gibt. Ein heimliches Verhältnis ist zwar in der Regel tausendmal schöner als ein öffentlicher Bund, aber ich höre ja aus Ihren Worten den zitternden Flügelschlag Ihres geängstigten Seelchens und will ihm Rechnung tragen. Wenn Tornauf gesundet, bin ich entschlossen, um den holden Preis auf Leben und Tod mit ihm zu ringen.“

Sie riß die Augen weit auf. „Sie wollen mit ihm sprechen?“

„Gewiß. Das ist doch ein ehrlicher, gerader Weg — nicht wahr?“

„Vielleicht, ich weiß nicht — mein Kopf ist ganz wirr von all dem, was sich in diesen beiden Tagen ereignet hat. Sie müssen mir Ruhe gönnen, mir Zeit zum Nachdenken lassen. Wenn Sie nach einigen Wochen wiederkommen, werde ich imstande sein, Ihnen klar und vernünftig zu antworten.“

Er betrachtete sie unzufrieden. „Wissen Sie, welcher

Vergleich mir vorschwebt? Er ist nicht edel, paßt aber trefflich auf Ihr Benehmen. Sie erwecken den Eindruck eines Kassiers, der sich mit seinen Schätzen zur Flucht vorbereitet. Ich werde gut tun, mir wenigstens den Empfang meines Rufses bestätigen zu lassen.“

Eine heiße Röte flog über ihr Gesicht. „Das ist nicht nötig. Wenn es — wenn es wirklich zu einer Aussprache kommen sollte, leugnen werde ich gewiß nicht.“

„Und ich soll Sie wirklich während dieser langen Wochen nicht ein einziges Mal sehen?“

„Sie dürfen mir schreiben.“

„Sehr großmütig. Aber werden Sie mir auch antworten?“

„Ich denke.“

„Aha — wieder ein Vorbehalt! Wirklich, ich hätte nicht übel Lust, diesem Arzt, der sich wie ein falsches Satzzeichen auf unser Programm gesetzt hat, an die Gurgel zu fahren. Nun, hoffentlich rechtfertigt er meine hohe Meinung von seiner Kunst. Aber dann . . .“ Sein Blick leuchtete wie eine Fackel empor. Er haßte nach der Hand der jungen Frau und drückte seine Lippen darauf. „Morgen schreibe ich Ihnen!“

Als er fort war, eilte sie ans Fenster und ließ die Luft um ihre Schläfen streichen, als könne sie damit Klarheit in die Wirrnis ihrer Gedanken bringen. Sie würde ihn nun lange Wochen hindurch nicht wiedersehen. Mit der erschrocken Neugier eines Kindes horchte sie in ihr Inneres, ob nicht ein lauter, sehnfüchtiger Schlag darin nach ihm rief.

Aber es blieb still in ihrem Herzen. —

Nach einer Weile ging sie zu ihrem Manne hinein. „Lembach war hier,“ sagte sie, indem sie sich durch das Dunkel bis an seinen Lehnstuhl tastete.

„War er nicht erstaunt darüber, daß ich nun doch wieder gesund werden soll?“

„Selbstverständlich.“ Sie ließ sich auf dem Schemel neben ihm nieder und legte die Arme auf seine Knie. „Er ist schon sehr gespannt auf den Ausgang der Operation.“

„Das glaube ich. Er ist ein so netter Mensch, dieser Lembach, und nimmt so regen Anteil an mir. Wenn ich nur schon wüßte, ob ja oder nein. Gelingt die Operation, dann will ich den Himmel meines neuerwachten Glückes in vollen Zügen genießen. Mißlingt sie aber, dann will ich“ — seine Stimme zitterte hörbar — „etwas tun, an das ich bisher in meiner Selbstsucht nicht gedacht.“

„Was denn, Erich?“

„Dich freigeben.“

Ihr war's, als habe sie einen Schlag auf die Stirn empfangen. Reuchend richtete sie sich empor. „Hat dir jemand gesagt, daß du mich freigeben sollst?“

„Niemand. Oder doch: Lembach machte unlängst eine bezügliche Bemerkung.“

„So. Und da — da denkst du nun wohl, ich hätte mich bei ihm beklagt?“

„Nein, Herta, das denke ich nicht. Ich weiß ja, daß du das beste, treueste Weib auf Erden bist und mich aus eigenem Antrieb nie verlassen wirst. Aber du bist jung und schön und hast ein Anrecht an das Leben. Für mich ist die Welt überall gleich dunkel, und es gibt ja Blindeninstitute, in denen man ganz gut aufgehoben ist. Und du, mein armes Kind, findest dann sicher noch eines Tages einen Mann, den du lieb haben kannst, und der imstande ist, dir das lachende Glück zu schenken, von dem das Schicksal mich ausschließt.“

„Hör auf, Erich!“

Sie war aufgesprungen und hatte beide Hände auf das pochende Herz gepreßt. Wie ein glühender Strom flossen seine Worte in ihr Ohr und rüttelten an ihrem Gewissen. Sie sollte ihren Mann, ihren Gatten einer Blindenanstalt übergeben, damit sie der Sorge um ihn enthoben war und sich ein neues Glück gründen konnte, während er in Einsamkeit und Trostlosigkeit seine Tage hindämmerte! Konnte sie das tun? Durfte sie das tun, auch wenn sie —

Wieder stand ihr Herz erschauernd still bei dem Gedanken. Der Rausch jener kurzen Stunde lag wie ein verworrener Traum hinter ihr, seitdem man ihr gesagt, daß Erich genesen könnte.

War das überhaupt Liebe, was sie in Lembachs Arme getrieben, oder war es bloß das heiße Lebensverlangen, das uns überkommt, wenn der Unmut über das eigene Geschick sich feindselig gegen die unschuldige Ursache lehrt?

Sie stöhnte leise auf. Ein furchtbarer Zwiespalt rang in ihrer Seele. —

Am zweitfolgenden Morgen brachte ihr die Post einen Brief von Lembach. Der Schreiber schien seines Argers über den plötzlichen Stillstand seiner Wünsche noch nicht Herr geworden zu sein, wie aus den zahlreichen Anspielungen ersichtlich war.

Herta atmete erleichtert auf. Einen solchen Brief brauchte sie nicht zu beantworten, und die folgenden — wenn er noch welche schrieb — würde sie überhaupt nicht lesen.

Sie staunte innerlich darüber, daß ihr dies nicht schwerer ankam.

Als der Oberleutnant einmal seine Verwunderung aussprach, daß Lembach sich nicht mehr zeige, wußte sie auch dafür einen Grund anzugeben.

„Wir sind jetzt alle so voll Erwartung und Aufregung, daß man wirklich nicht dazu gestimmt ist, Besuche zu machen. Natürlich bekommt er sofort Nachricht, wie die Operation ausgefallen ist, und dann“ — ein lähmendes Furchtgefühl stieg wieder in ihr auf — „wird er gewiß der erste sein, der vorspricht.“

„Ihr habt euch doch nicht gezannt?“

„Nein. Warum?“

„Es schien mir manchmal so, als ob ihr euch nicht sonderlich verträuget. Damals zum Beispiel, als ich dich aufforderte, Lembach etwas vorzuspielen, warst du geradezu schroff in deiner Erwiderung. — Da fällt mir eben ein: Ist die Platte schon nachbestellt, die du zerbrochen hast?“

„Sie ist gar nicht zerbrochen. Ich wollte nur nicht, daß du sie an jenem Abend spielen ließest. Aber heute, wenn du willst —“

Sie lief aus dem Zimmer und lehrte mit der Grammophonplatte zurück.

„Es war unser Lied, Erich, das Lied, mit dem du mich an unserem Hochzeitstag beschenktest. Du hättest es nie für einen anderen spielen sollen.“

Sie stand hinter ihm, die Arme um seinen Nacken geschlungen, und horchte auf die Musik. Immer tiefer sank ihr Gesicht herab, und während große Tränen über ihre Wangen rollten, drückte sie die zitternden Lippen auf das Haupt ihres unglücklichen Gatten, den sie in einer schwachen Stunde verraten hatte, und dem sie doch treu geblieben war im Innersten ihres Herzens.

— — — — —

Endlich erklärte der Regimentsarzt, daß nun der Zeitpunkt gekommen sei, die Operation vorzunehmen. Herta brachte bei dieser Nachricht kein Wort über die Lippen. Sie sah Tag und Nacht den furchtbaren

Augenblick vor sich, wo Erich sie zum ersten Male mit seinem Blick umfassen und sie ihr Gesicht verhüllen würde, unfähig, diesen Blick der Liebe zu ertragen.

Seelisch und körperlich war sie fast zusammengebrochen in diesen Wochen ungewisser Erwartung.

Lembach hatte zuerst Brief auf Brief geschrieben und war dann verstummt. Sie schloß daraus, daß er sie verstanden hatte, und fühlte sich wenigstens in dieser Beziehung befreit. Wenn nur jener Augenblick schon überstanden wäre!

Noch war der Erfolg der Operation nicht entschieden, noch lag Erich mit verbundenen Augen drinnen im verdunkelten Zimmer und ahnte nichts von dem entsetzlichen Seelentampf seines Weibes.

Mit bebenden Händen trug sie herzu, was der Regimentsarzt für die Operation benötigte. Als er sich dann mit dem Kranken und einem Assistenten eingeriegelt, um vor jeder Störung sicher zu sein, kauerte sie neben der Tür nieder.

Rein einziger Schmerzenslaut drang zu ihr heraus. Er litt nicht wie sie, die sich hier mit zerwühltem Haar an der Erde krümmte, in peinigender Gewissensqual. Sein Mund lächelte ja hoffnungsfreudig der Zukunft entgegen. —

Da wurde mit kurzem Griff der Riegel zurückgeschoben. Beinahe wäre der Arzt über die am Boden hingestreckte Gestalt gestolpert.

Sie tastete sich mühsam am Türpfosten in die Höhe: „Ge—gelungen?“

„Ja, gnädige Frau. Aber Sie dürfen jetzt nicht zu ihm hinein. In drei Stunden komme ich wieder. Dann wird er Sie sehen. Gedulden Sie sich bis dahin. Wenn jetzt ein greller Lichtstrahl sein Auge träfe, wäre es verloren für immer. Es wird überhaupt noch eine

ganze Weile dauern, ehe er mit ungeschützten Augen umhergehen darf. Aber er ist gerettet. Leben Sie wohl, gnädige Frau. In drei Stunden also!“

Wie betäubt schlich sie ihm nach und starrte auf die Thür, durch die er verschwand. Sie hätte ihm wohl danken, ihm die Hände küssen sollen für das Wunder, das er an Erich vollbracht. Und sie hatte nichts, gar nichts gesagt. In drei Stunden kam er wieder und dann — —

Wie ein gefangenes Tier rannte sie im Zimmer auf und nieder und merkte es gar nicht, wie die Zeit verstrich.

Erst als es draußen läutete und sie gleich darauf des Doktors Stimme hörte, besann sie sich. Die Frist war um. Nun würde man sie hineinrufen an Erichs Lager, nun würde sein aus langer Finsternis erlöster Blick den ihren suchen. Ein erstickter Schrei entfloß ihr. Nein — nein, sie konnte, sie wollte ihn nicht sehen. Ohne einen Blick in den Spiegel zu werfen, stürzte sie, so wie sie war, aus der Wohnung.

Als sie das Haustor aufstieß, prallte sie an eine hohe Männergestalt.

Lembach! Sie taumelte und wollte dann rasch an ihm vorbei.

Doch er faßte mit festem Griff ihren Arm. „Es scheint, ich komme gerade recht, um einen Flüchtling aufzufangen. Wohin wollen Sie, gnädige Frau?“

„Fort!“ Sie riß an der Klinke, aber Lembach stellte sich mit unerschütterlichem Gleichmut vor das Thor, ihr so den Ausgang versperrend.

„Man würde Sie zweifellos für verrückt halten, wenn Sie in diesem Aufzug auf die Straße gingen, weshalb ich es für meine Pflicht erachte, Sie daran zu hindern. Die Operation ist also geglückt?“

„Sie wissen?“

„Allerdings. Ich bin ja hier, um Tornau zu gratulieren.“

Seine Augen ruhten auf ihrem langen, prachtvollen Haar, das sie wie ein goldener Mantel umwogte.

Eine Blutwelle schoß in ihr Gesicht. Mit bebenden Fingern raffte sie es hinter ihrem Rücken zusammen. „Und sonst — sonst wollen Sie nichts?“

„Doch. Ich möchte Sie an das erinnern, was wir für den Fall, daß Tornau genesen sollte, ausgemacht haben. Sie haben es verschmäht, mir auf meine Briefe zu antworten, so hole ich mir die Antwort selbst. Sind Sie sich endlich klar geworden über das, was Sie wollen?“

Mit einer entschlossenen Bewegung warf sie den Kopf zurück. „Ja, ich bin mir klar geworden — ganz klar, und Sie sollen auch Antwort haben. Ich liebe meinen Gatten und verabscheue den, der es versucht hat, mich auf einen falschen Weg zu bringen.“

Er wechselte jäh die Farbe. Dann trat ein grausames Lächeln in seine Züge. „Und Sie meinen, daß damit alles abgetan ist? Daß ich wie ein geduldiger Narr abziehen werde, mich noch bedankend für den Peitschenschlag, den Sie mir zum Abschied versetzt? Da irren Sie. Ihr Gatte soll alles erfahren, durch mich soll er es erfahren, was für eine Perle von Weib er besitzt. Ich werde ihm schreiben — heute noch. Und nun kann ich Ihnen, die plötzlich so vernünftig spricht, auch getrost den Ausgang freigegeben. Vielleicht führt Ihr Weg eher zu meiner Tür, als Sie denken. — Guten Tag, gnädige Frau!“

Das Tor schlug hinter ihm zu.

Schwindelnd lehnte die junge Frau sich an die Mauer. Hatte sie ihn recht verstanden? Er wollte —



wollte ihrem Manne schreiben, damit Erich sie verstieß und sie ihm dann doch noch als Beute zufiel. Das durfte nicht geschehen. Lieber sollte Erich aus ihrem eigenen Munde das Bekenntnis ihrer Schuld vernehmen.

Vielleicht war er barmherzig!

Sie flog den Weg in die Wohnung zurück und stieß die Tür des Krankenzimmers auf. Aber als sie eintreten wollte, verließen sie die Kräfte.

Ohnmächtig brach sie in die Knie.

Eine Stunde war vergangen. Herta saß aufrecht auf der Ottomane und horchte angestrengt ins Nebenzimmer. Sie hatte dem Arzt, dem treuen Berater und Helfer, gebeichtet, und er hatte sie verstanden. Das ungestüme Ringen der Jugendkraft mit einem unverdienten trostlosen Geschick war für den Pathologen ein Fall, der Mitleid forderte und Vergebung heischte. Und so hatte er sich erboten, den Vermittler zu machen zwischen den beiden Menschen, an deren Lebensglück er den innigsten Anteil nahm. Wie lange er blieb! Gewiß war jedes Wort vergebens, das er zu ihren Gunsten redete.

Aber wenn es so war, dann wollte sie auch keine Minute länger leben.

Zimmer wieder schlug ihr Herz, immer angstvoller richteten sich die Augen auf die Tür.

Da öffnete sie sich endlich, und Doktor Bach steckte mit ermutigendem Lächeln sein Gesicht durch den Spalt.

„Sie sollen kommen, gnädige Frau. Er verlangt nach Ihnen.“

Mit schwankenden Knien tastete sie sich an die Tür und von da bis an ihres Mannes Bett.

Ein Blick voll Wehmut und doch voller Liebe traf ihre Augen.

„Herta, mein Weib!“

Er wollte ihr die Hand reichen, doch sie kniete neben dem Bette nieder und wühlte aufschluchzend ihr Gesicht in die Kissen.

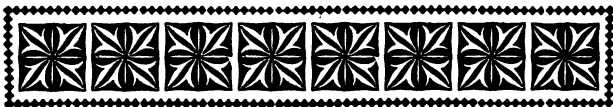
„Verraten und verlassen wollte ich dich, weil du blind warst und mein Lebensverlangen hemmtest. Kannst du — kannst du mir das verzeihen?“

„Gewiß, Herta, von ganzem Herzen. Nicht nur andere, auch ich habe deine freudlose Jugend bedauert, und wäre ich nicht genesen, hätte ich dir selbst, wenn auch mit zitternder Hand, die Pforte deines Herkers geöffnet. Aber Gott war barmherzig. Wir wollen nicht fragen, was gestern war, sondern was heute ist, und was sein wird. Und da ist eitel Sonnenschein. Und nun laß mich endlich deine Lippen küssen, deren leuchtendes Rot mir so oft in der Qual meiner Finsternis vorgeschwebt. Oder — liebst du mich nicht mehr?“

Sie antwortete nicht.

Aufgelöst in Glück und Reue warf sie sich in seine Arme.





## Ungewöhnliche Schulen.

Von Th. v. Wittembergk.

Mit 8 Bildern.

(Nachdruck verboten.)

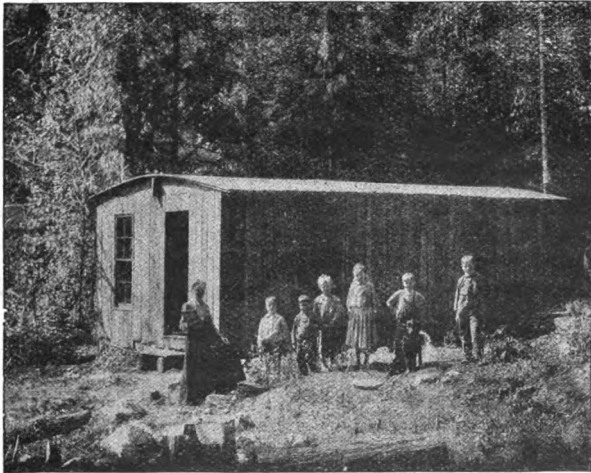
Im großen und ganzen weisen die Schulen der europäischen Kulturstaaten nur geringe Unterschiede auf. Es wird sich im wesentlichen gleichbleiben, ob man eine Schule in Deutschland, Oesterreich-Ungarn, England oder Frankreich besucht, um ihren Betrieb kennen zu lernen, da naturgemäß das Alter der Schüler, die Vorbildung der Lehrer, die Lehrgegenstände, die Lehrmethode und die innere Ausstattung der Schulen nur wenig voneinander abweichen können. Hauptsächlich werden sich Unterschiede nur in der Richtung ergeben, als die bauliche Ausgestaltung der Schulen nach der Größe des Ortes und den vorhandenen Mitteln hier reicher und neuzeitlicher, dort bescheidener und karger ist.

Neben diesen Normalschulen aber, um sie so zu nennen, gibt es noch eine Reihe von Schulen, die nach der einen oder anderen Seite hin ein eigenes Gepräge tragen und, selbst wenn sie sich zum Teil dem sonst üblichen Durchschnitt nähern, doch den Anspruch auf Ungewöhnlichkeit erheben können.

Ungewöhnlich sind schon jene Schulen, die dort entstehen, wo neues Land erobert und der Kultur zugänglich gemacht werden soll. Man muß sich dort mit den notdürftigsten Einrichtungen behelfen, und das Ge-

bäude, in dem die Kinder unterrichtet werden, ist oft nichts anderes als eine Arbeiterbaracke. Dazu bringt die Lage solcher Schulen mitten in der Wildnis nicht selten für Lehrer und Schüler die ernstesten Gefahren mit sich.

Als von einer englischen Gesellschaft in Uganda in Zentralafrika eine Eisenbahnlinie gebaut wurde, stellte



Ansiedlerschule in Britisch-Kolumbien.

sich das Bedürfnis heraus, für die Kinder der indischen Vorarbeiter, die bei dem Bau beschäftigt waren und ihre Familien bei sich hatten, eine Schule zu errichten. Als Schulgebäude diente eine Wellblechbaracke, die an dem jeweiligen Endpunkt der Baustraße zusammengefeßt wurde. Zum Lehrer wurde ein des Lesens und Schreibens kundiger Indianer ernannt. Eines Tages erging sich der Lehrer, während die Kinder eine schriftliche Arbeit anfertigten, in der Umgebung des Schulgebäudes,

um etwas frische Luft zu schöpfen. Plötzlich stürzte ein Löwe aus einem nahen Gebüsch, packte den Jünger und trug ihn davon. Die Kinder ahnten nichts von dem Gescheh'n ihres Lehrers. Sein langes Ausbleiben machte sie zuletzt aber doch unruhig, so daß sie zu weinen und zu schreien begannen. Dadurch wurden einige Arbeiter herbeigelockt, die an den Blutspuren bald genug erkannten, welches Ende der arme Lehrer gefunden hatte.

Ähnlichen Gefahren sind auch die Leiter von Schulen ausgesetzt, die sich in den entlegenen Minendistrikten Mexikos befinden. So wurde die Lehrerin in einer dieser Schulen, die ihre Wohnung in dem roh zusammengezimmerten Schulgebäude hatte, eines Nachts von zwei Jaguaren belagert. Die Tiere erkletterten das Dach und fingen an, die Bretter loszureißen. Vergeblich versuchte die Lehrerin die Jaguare durch Revolvergeschüsse zu vertreiben. Die abgegebenen Schüsse weckten aber wenigstens mehrere Minenarbeiter in den nächstgelegenen Häusern, die nun mit Gewehren herbeieilten und die Raubtiere in die Flucht jagten.

Einen harmloseren Verlauf nahm ein Erlebnis einer jungen Lehrerin in einer Ansiedlerschule in Britisch-Kolumbien. Die Schulen werden hier von den Ansiedlern, die die Waldwildnis urbar machen, aus Brettern zusammengefügt und mit Wellblech gedeckt. Gegen Abend hörte die Lehrerin, die in der Schulbaracke wohnte, an der Tür ein Geräusch. Da sie glaubte, ein Schüler käme zurück, um einen vergessenen Gegenstand zu holen, öffnete sie die Tür. Zu ihrem Schrecken sah sie sich einem Bären gegenüber. Zwar suchte sie sofort die Tür zu schließen, aber der Bär drängte sich hindurch und rannte die Lehrerin über den Haufen. Sie fiel in Ohnmacht und erwachte aus ihr erst nach

einiger Zeit. Auf ihre Hilferufe erschienen mehrere Ansiedler, drangen in das Schulhaus ein und fanden

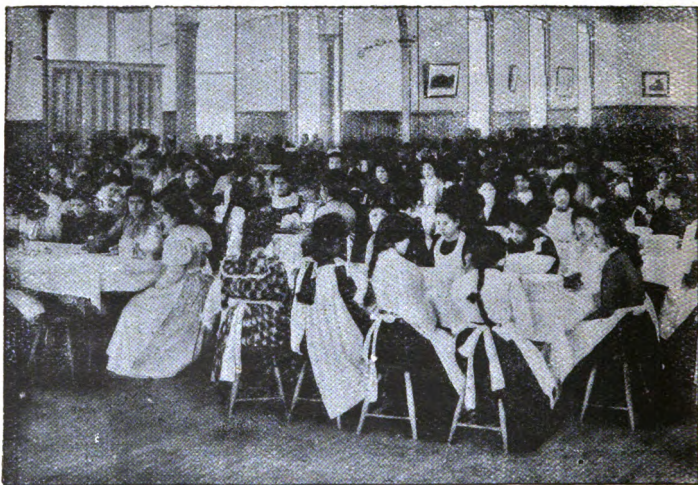


Eine Schule im Bessuanenland.

den Bären in dem Zimmer der Lehrerin damit beschäftigt, einen Topf mit Marmelade auszulecken. Ein

paar Schüsse streckten Meister Peh mitten in dieser süßen Tätigkeit nieder.

Die englische Regierung befließigt sich, auch die Eingeborenen ihres südafrikanischen Kolonialbesitzes der Anfangsgründe der Schulkenntniffe teilhaftig werden zu lassen. Seit längerer Zeit bestehen schon Schulen im Betschuanenland. Als Lehrer werden Betschuanen



Speisesaal einer amerikanischen Schule, die auch von indianischen Schülerinnen besucht wird.

verwendet, die in London ausgebildet worden sind. Ein Schulgebäude kennt man hier indessen nicht. Unter einigen Bäumen werden Matten ausgebreitet, Bänke darauf gestellt, der Lehrer setzt sein Pult davor, und nun beginnt der Unterricht. Die Schüler und Schülerinnen, zu denen auch vielfach Erwachsene gehören, folgen dem Vortrag des Lehrers mit großer Aufmerksamkeit und zeigen sich recht intelligent. Neuerdings

hat man ähnliche Schulen auch bei den Sulus eingerichtet. Man lockt die Kinder durch Verabreichung



Eine persische Knabenschule während der Gebetsübung.

kleiner Geschenke, wie Kupferarmringe und Perlenketten, an und gewöhnt sie so allmählich an den Schulbesuch.



Einen eigenartigen Eindruck machen die Mädchenschulen in der westafrikanischen Republik Liberia an der Elfenbeinküste. Bekanntlich bilden den Hauptstamm der dortigen Bevölkerung Neger, deren Vorfahren nach der Sklavenbefreiung von Amerika nach Afrika zurückgebracht wurden. Die Mädchen in Liberia werden nun zwar ebenfalls in den Elementarkenntnissen unterrichtet, den größeren Teil der Stunden aber füllt der Haushaltungsunterricht aus. Er erstreckt sich über Waschen, Bügeln, Kochen und Kinderpflege. An Puppen müssen die Mädchen lernen, wie Kinder an- und auszuziehen sind, wie ihnen die Haare gekämmt werden müssen, und wie sie zu reinigen sind.

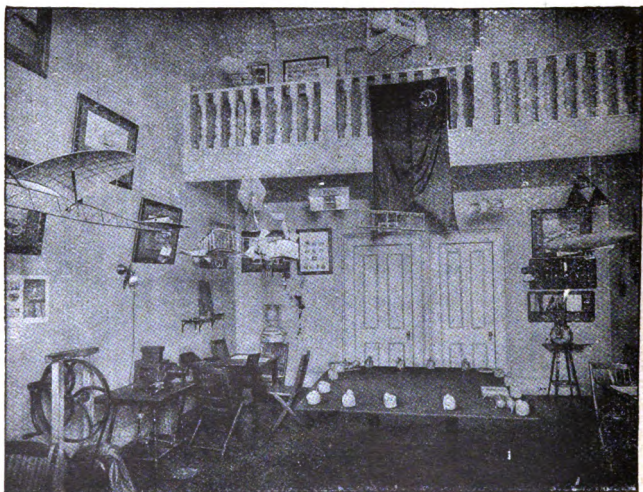
Mehr und mehr entschließen sich jetzt auch die nordamerikanischen Indianer dazu, ihre Kinder in die Schule zu schicken. Die amerikanische Regierung errichtet die Schulen an der Grenze der Reservationen, die den Indianern vorbehalten worden sind. Es gehört jetzt in diesen Indianerschulen nicht mehr zu den Seltenheiten, daß sie außer von schulpflichtigen Kindern auch von deren Vätern und sogar von den Großvätern besucht werden, die die Kunst des Lesens und Schreibens erlernen wollen. Zuweilen ist der Aufputz der jugendlichen Schüler höchst interessant. In der Schule von Woundet Knee Creek in Dakota erschien eines Tages ein Apachenhäuptling mit seinem kleinen Töchterchen. Das Kind trug ein rotes Samtkleid, das mit zweitausend Elentierzähnen besetzt war. Man bezahlt in New York einen Elentierzahn mit zweieinhalb Dollar. Der Schmuck des Kleides hatte demnach einen Wert von fünftausend Dollar. Zuweilen kommt es auch vor, daß durch den Pelzhandel wohlhabend gewordene Indianer ihre Kinder in einer nahen Stadt in Pension geben. Sie gewöhnen sich nicht allzuschwer an das geordnete



Eine amerikanische Sirtusphule.

Schulleben, zeigen Interesse an dem Unterricht, speisen da, wo gemeinsame Mahlzeiten eingeführt sind, bald mit den anderen Kindern manierlich zusammen und betragen sich gefittet und folgsam.

Ungewöhnlich in unserem Sinn sind mehr oder weniger alle orientalischen Schulen. Die Lehrer sind im Orient meist nicht staatlich angestellt, sondern sie

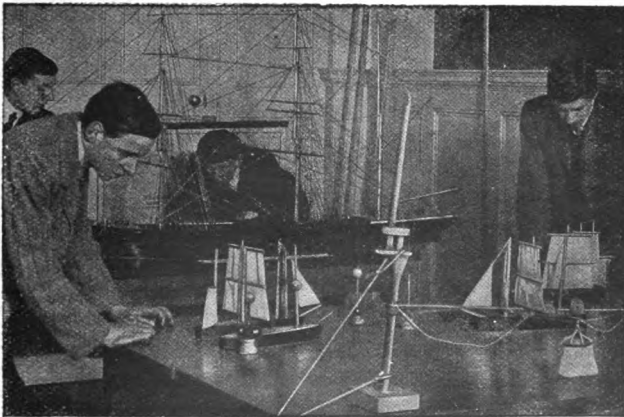


Aeronautenschule in New York.

sind Privatlehrer, die die Schulen auf ihre eigenen Kosten einrichten. Den Hauptgegenstand bildet der Religionsunterricht. Die Schulstunden werden daher auch mit zahlreichen Gebetübungen ausgefüllt. Unsere interessante Abbildung zeigt beispielsweise persische Schüler bei einer Gebetübung. Außer den religiösen Vorschriften lernen die Kinder etwas Lesen und Schreiben. Der Lehrgang ist der, daß der Lehrer einen Satz religiösen Inhalts an die Wandtafel schreibt, den dann

die Kinder einige Duzend Male laut hersagen und unter Umständen zugleich auch schreiben müssen.

Auch die Kinder von Artisten, die in großen Zirkussen und ähnlichen Unternehmungen auftreten, sind jetzt dem Schulzwang unterworfen. In den großen amerikanischen Zirkussen erleichtert der Direktor den Kindern den Schulbesuch gewöhnlich dadurch, daß er eine eigene Lehrerin für sie anstellt. Nicht selten nehmen dann

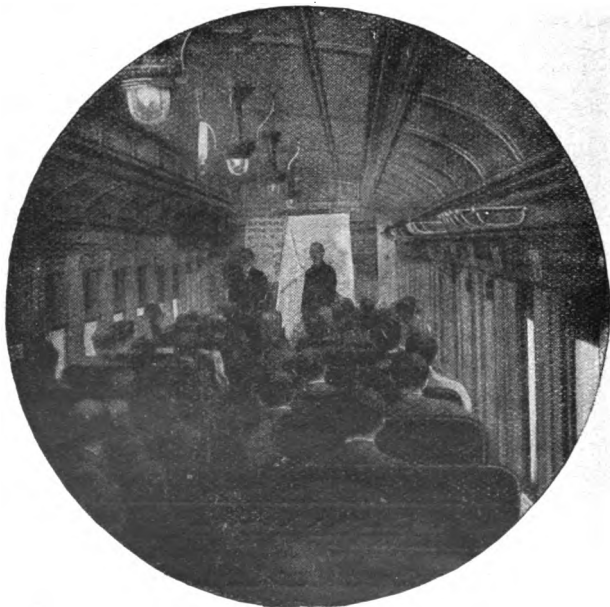


Marineschule in London.

aber auch Erwachsene an dem Unterricht teil. Da die Mitglieder eines großen Zirkus den verschiedensten Nationalitäten anzugehören pflegen und zu ihnen vielfach sogenannte Abnormitäten zählen, so weist eine solche Zirkusschule meist ein äußerst seltsames Schülergemisch auf. Unsere fesselnde Abbildung zeigt die Schule eines amerikanischen Zirkus, der seine Vorstellungen im Olympiaetablisement in London gab. Unter den Schülern befanden sich mehrere Ristabylonen, Rongonegerinnen, Hindumädchen und ein australisches

Riesenkind von dreizehn Jahren, das 137 Kilogramm wog.

Als ungewöhnlich darf auch die Luftschiffer- und Fliegerschule gelten, die in New York besteht. An Modellen der verschiedensten Systeme werden die Besucher



Amerikanische Aderbauschule in einem Eisenbahnwagen.

in die Grundlehren der Aeronautik eingeführt und in theoretischen Berechnungen sowie im praktischen Konstruieren geübt. Ihr an die Seite stellen läßt sich die Marineschule in London. Sie ist nicht für eigentliche Seeleute berechnet, sondern für junge Kaufleute und Beamte, die Neigung für den Seemannsberuf empfinden. Damit sie sich schnell die nötigen Vorkenntnisse

erwerben können, ehe sie in den praktischen Seebienst treten, werden für sie in der Marineschule Abendkurse abgehalten, in denen sie mit Hilfe von Modellen im Schiffsbau und Seemannsdienst unterrichtet werden.

Wir wollen unseren Überblick mit einer amerikanischen Ackerbauschule schließen, als deren Lokal ein Eisenbahnwagen dient. Damit die in den entlegeneren Gebieten angesiedelten Farmer von den Fortschritten der Landwirtschaft Nutzen ziehen können, hat die nordamerikanische Regierung die Einrichtung getroffen, daß auf bestimmten Eisenbahnstrecken und mit bestimmten Zügen Landwirtschaftslehrer fahren, die landwirtschaftliche Vorträge der verschiedensten Art halten. Die Farmer, die am Unterricht teilnehmen wollen, steigen auf einer Station ein und fahren dann, während der Unterricht abgehalten wird, mehrere Stunden lang bis zu einer der nächsten Stationen. Hier steigen sie aus und treten mit einem passenden Zug die Rückfahrt nach ihrer Heimat an.





## Hansen und Heier.

Eine Marinegeschichte aus vergnügter Zeit.

Von Johannes Wilda.



(Nachdruck verboten.)

**H**ansen und Heier, die Unzertrennlichen, waren wieder einmal zusammen kommandiert worden. „Wie konnte es anders sein!“ sagten die Kameraden, als die beiden aus der Seekadettenmesse\*) des „Ironsnapper“, eines der englischen Marine abgekauften Linienschiffes, auschieden, um auf dessen Begleitfahrzeug oder Tender, das kleine Kanonenboot „Blutegel“, übergeschifft zu werden.

Dusel war's! Denn statt auf jenem Artillerieschiff dem harten Kanonendienst obzuliegen, auf dem Tender faulenzten und noch geradezu in die Stellung von wachhabenden Offizieren hinaufgeschwindelt zu werden — das mußte ja den Neid der Götter herausfordern!

„Sollte der künftige Schwiegersohn am Himmel stehen?“ dachte Heier, indem er wohlgefällig an seiner stattlichen Länge hinunterblickte. „Hat Admiral v. Birzel wirklich solche Absichten? Er muß ja meine Neigung für Billi schon längst bemerkt haben!“

---

\*) Seekadetten wurden damals die heutigen Fähnriche genannt.

Der kleine Hansen schaute eingehend in den Spiegel und kalkulierte: „Das hab' ich der schönen Billi zu verdanken! Sie liebt mich, und ich bin nicht abgeneigt. Nur die Schwiegermama — na, das kommt später!“

In Wirklichkeit hatte der vertretende Stationschef, Konteradmiral v. Birzel, zum Kommandanten des „Ironsapper“ gesagt: „Greifen Sie für den Tender ein paar beliebige der jungen Leute heraus. Nicht gerade die bösigsten, aber jedenfalls solche, die als Rekruteninstrukteure jetzt noch reichlich zu entbehren sind.“

Da waren dem Kommandanten sofort Heier und Hansen eingefallen.

Tenderkommandant war Unterleutnant Meyer, genannt „Habicht-Meyer“, „Götter-Meyer“ oder noch allgemeiner „der schöne Max“, ein gerissenes, aber überaus leichtsinniges Huhn, dem schwerlich einst die Stabs-offiziersachselstücke winkten.

„Da wären nun die drei Richtigen beisammen!“ brummte der erste Offizier des „Ironsapper“. Doch es handelte sich ja nur um den Tender. Auf Steuermann Hornschuh, der zur Sicherheit beigegeben war, konnte man sich jedenfalls verlassen.

\* \* \*

Alles lag grau in grau — Himmel, Wasser und Erde. Die bekannte Erbsensuppenstimmung der Außenjade.

Der „Ironsapper“ nebelte mit seinem hohen schwarz-weißen Kumpf draußen nach Schillig zu. Kommandant Meyer hatte seinen Tender, soweit er es irgend wagen durfte, an der Küste zu Anker gebracht, von wo der trauliche Hafen schon phantasiebeschwingend zu erkennen war.

Der für einen Jüngling ziemlich wohlgenährte „schöne Max“ träumte wie gewöhnlich nach der Ein-



fahrt hinüber. Hinter Vorhafen, Hafentanal und Duden pulste das Großstadtleben von Wilhelmshaven, welcher schöne Ort damals der Hauptsache nach aus einem angeblichen Hotel ersten Ranges und einigen Animmierkneipen nebst Singeltangeln bestand.

Der Tender vermittelte den Verkehr zwischen „Iron-snapper“ und Hafen. Durch allerlei Listen hatte der schöne Max sich daher gerade diesen Posten erfolgreich gesichert.

Herablassend, wie er in der Regel erschien infolge des Bewußtseins, sich auf seine Untergebenen stützen zu müssen, empfing der Kommandant seine neuen „Offiziere“. Die bisherigen waren ihm zwei unheimliche Streber gewesen, vor denen er sich ein wenig geniert hatte. Daher juckte ihm das Fell, sich nun wieder einmal austoben zu dürfen. Seine kühngeschwungene Nase, die ihm den „Habicht-Meyer“ eingetragen, hoch in der Luft, die Hände in den Jackettaschen, stand der rosenwangige Beherrscher des „Blutegel“ breitbeinig an seinem Fallreep. Vorn grinste die Mannschaft über die Bordwand.

Der „Blutegel“ war ein niedriges, plumpes Fahrzeug mit steilem Bug, hohem Schornstein und zwei zu schweren Masten. Er rollte wie ein Bactrog in der anrauschenden Dünung. Die nassen Fallreepstride ergreifend, schwangen sich Hansen und Heier geübt aus der Dampfarkasse auf das ihnen tiefe Komplimente machende neue Heim. Die Goldstreifmütze nach damaliger Vorschrift abnehmend, meldeten sie sich an Bord.

„Danke!“ sagte der Kommandant hoheitsvoll, indem er jedem kameradschaftlich die Hand reichte. Das erweckte von vornherein zugleich ein respektvolles und doch auch schmeichelhaftes Gefühl.

„Stauen Sie Ihre Sachen weg, meine Herren.

Dann wollen wir einen kräftigen Männertrunk zum Willekomm heben!“

Wie klang das anders als auf dem „Ironsapper“! Sie waren eben jetzt vollkommen „Offiziere“!

Der Männertrunk ward gehoben. Die Hubleistung war nicht schlecht. „Hornschuh geht ja Wache,“ sagte der Kommandant.

Des kleinen Schiffes halber wohnte er nicht getrennt, sondern teilte seine Messe mit seinem „Stabe“. Jeder besaß ein niedliches Kämmerchen mit Rojenbett statt der elenden Hängematte im Massenquartier des „Ironsapper“. Hansen und Heier fühlten sich wie „Gott in Frankreich“.

Die untergebene Haltung, in der sie bisher auf den glatten Lederpolstern der Kajüte gefessen, loderte sich. Mit jedem weiteren Glas schwammen ihre Augen in freudigerem Gefühl der Gleichgestellttheit. Bald wölkte sich der blaugraue Zigarrenrauch dichter und dichter um die konzentrischen Ringe der unter dem Oberlicht schwebenden Öllampe. Schwer dröhnte oben auf Deck das stampfende Aufundab des braven Hornschuh, das die Lampe zeitweilig erklirren ließ.

Dem Kommandanten wurde es im Kreise seines Stabes immer wohler. Unter diesen angenehmen Verhältnissen erteilte er die ersten Instruktionen. Der Steuermann, Hansen und Heier gingen in drei Wachen. Gelegentlich spränge er selbst mit ein. Eigentlich sei ja der Steuermann der Dienstältere, allein in diesem außerordentlichen Fall habe er es so eingerichtet, daß die Seefabetten bereits als Offiziere zu betrachten seien, während der Steuermann eben nur Deckoffizier bleibe.

Ein wahrer Prachtmensch — dieser Kommandant!

„Gehen wir manchmal in See?“ fragte der kleine Hansen hoffnungsvoll.

„Man kann's nicht wissen,“ meinte der Kommandant nachlässig. „Bis jetzt gondeln wir zwar nur nach Wilhelmshaven und zurück. Verwünscht schwierig, sage ich Ihnen! Der Strom läuft nicht von Pappe. Wenn man das nicht im Griff hat — rrrumps! sitzt der Rahn mit der Nase in der Mole!“

Der Habichtsnabel des schönen Max hob sich verächtlich.

„Mit unserer Dampfbarke kenne ich die Sache,“ erlaubte sich Heier zu bemerken.

„Dampfbarke! Junger Mann, haben Sie 'ne Ahnung! Bei großen Fahrzeugen ist Erfahrung nötig — und die hat unsereins. Mancher lernt's allerdings nie!“

Der Kommandant hatte sich hintenüber gelegt, die Beine so weit von sich streckend, als es der Schiffsraum erlaubte, und blies wohlgefällig zwei Dampfstrahlen aus seinen Nasenlöchern.

„Großartiger Kerl!“ dachte der kleine Hansen.

„Übermorgen sollte ich beim Admiral zum Abendessen sein. Ich muß überhaupt von Bord,“ bemerkte der Kommandant.

Hansen und Heier spitzten die Ohren. Zum Admiral war er eingeladen? Der Glückspilz!

„Fräulein v. Birzel — ganz hervorragende Kröte! Haben Sie die süße Billi schon mal gesehen?“

Hansen und Heier wechselten einen aufgeregten Blick miteinander, indem sie die Frage bejahten. Hansens und ein bißchen auch Heiers Eltern waren mit Birzels bekannt, und so hatten sie dort gemeinsam Besuch gemacht, waren auch ein paarmal eingeladen worden. Wer kannte Billi übrigens auch nicht? Sie war aus ihrer Pension in Lausanne direkt nach Wilhelmshaven zurückbeordert worden. Sich für diese Zumutung durch

Abermut zu entschädigen, hielt sie für ihr gutes Bäckfischrecht. Jedermann sagte nur „Billi“, und jeder lächelte, wenn er das sagte.

Gelächelt hatte der schöne Max auch, als er von ihr sprach, indessen nur mit dem Stempel der Erhabenheit. „Wenn so 'ne Krabbe ihren ersten schulfreien Geburtstag feiert — übermorgen nämlich — und sich die erstklassigsten Leutnants dazu einladet, muß unserns immer dabei sein. Ach Jott, ich pfeif' ja auf die Simpelei! An Land gehen — na ja, aber in solider Weise! Wer sich zu früh verplempert, kann einem höchstens leid tun! — Ich bin übrigens mehr für die Kunst, insbesondere für die darstellende. Rein anständiger Mensch kann auf die Dauer ohne die darstellenden Künste existieren, meine Herren!“

Solche gereifte Lebensanschauung imponierte den Radetten. Wenn sie auch die aphoristische Bemerkung über die darstellenden Künste nicht völlig erfaßt hatten, nickten sie eifrig. Doch auch wieder mit geistigem Vorbehalt. Wie konnte man sich gegen eine Einladung zu Billi ablehnend verhalten! Wie ein so überaus herrliches Geschöpf aus dem gleichen Gesichtswinkel wie andere ihres Geschlechts betrachten!

Hansen dachte: „Man mag sagen, was man will, das wahre Glück auf Erden besteht doch nur in der Ehe. Nur ein Mann, der wie ich empfindet, ist solchen Weibes wert!“

Heier aber ward von einer praktischen Idee durchblitzt. In diesem Realismus bestand seine Überlegenheit über den sonst so schlauen Hansen. Mit einem feinen Lächeln warf er hin: „Wenn Herr Leutnant keine Lust haben, zu Birzels zu gehen, könnten dann Herr Leutnant mich nicht als Vertreter schicken? Meine Eltern sind sehr intim mit ihnen und wünschen, daß ich mich dort öfters zeigen soll.“

Der kleine Hansen war einfach starr. Sehr intim mit Birzels waren höchstens doch nur seine Eltern! Und überhaupt — diese Unverfrorenheit einem Kommandanten gegenüber!

Meyer sah sich denn auch seinen Untergebenen längere Zeit genau an, worauf der bereits etwas gläserne Ausdruck seines Blickes sich in fröhliche Verschmiztheit verwandelte. Er drohte schelmisch mit dem Finger. „Aha — Billi? Billi? — Sie kleiner Schächer!“

Wenn Heier noch imstande gewesen wäre, röter zu werden, so wäre er es in diesem Augenblick geworden. Er stotterte: „Durchaus nicht! — Ich meinte nur, wenn eine dienstliche Veranlassung vorläge —“

Der kleine Hansen gestattete sich ein Hohngelächter. Doch der Kommandant legte den Finger an die kühne Nase. „Hm! Der Fall ließe sich in der Tat erwägen. Nanni, die Unvergleichliche, hat mich ohnehin —“

Was seine gelöste Zunge weiter über die unvergleichliche Nanni, den Stern einer in dem von Wilhelmshaven noch zweiundzwanzig Kilometer entfernten Ort Varel gastierenden Operettentruppe, offenbaren wollte, erfuhren die Herren nicht, denn in diesem Augenblick trat ein Matrose ein und meldete: „Herr Steuermann läßt sagen, daß es all zehn Minuten nach acht Glas\*) wär!“

„Dies nebelhafte Glasen verbitte ich mir!“ fuhr der Kommandant auf. „Steward! Tisch decken — aber plötzlich! — Ja — Hansen, ’rauf, Steuermann verfangen\*\*)! Sie, Heier, müssen schleunigst futtern und die Na . . . Nachmittagswache gehen!“

\*) Zwölf Uhr. Die Uhrzeit wird durch Schläge (Glasen) an die Schiffsglocke für jede vierstündige Wache halbstündlich angezeigt.

\*\*) Ablösen.

Wäre Steuermann Hornschuh nicht ein so gemütvoller Mensch gewesen, würde er gegen den so spät ablösenden Hansen wohl erheblich grob geworden sein. Doch spielte um die rötlichen Flügel seiner Nase, die in ihrer porösen Knolligkeit einen merkwürdigen Gegensatz zu dem vornehmen Organ des Kommandanten bildete, nur eine nachsichtige Ironie.

„Macht niischt, Herr Kadett! Ich kenne ihm ja! Er seest die Kadetten erst immer mal 'n büschen ein.“ Und die Hand an den Mund legend, fügte er vertraut lächelnd hinzu: „Und sich ooch!“

Die gelbe Jade wankte, der „Blutegel“ wankte, der kleine Hansen wankte, immer auf und ab, immer auf und ab, die Hände in den Überzieertaschen fast bis zum Ellbogen. Viele Möwen schossen unter dem dicken Himmel hin und her, tauchten, flatterten, zankten sich schreiend.

Donnerwetter! War er nicht königlich preußischer wachhabender Offizier? Hing von ihm nicht die Sicherheit von S. M. S. „Blutegel“ ab? — Er mußte seine Knochen zusammennehmen. Und das tat er denn auch wie ein Rekrut, der Parademarsch übt. —

Am späten Nachmittag erschloß er sich neue Kräfte, womit der Kommandant seit Stunden beschäftigt war, während die Mannschaft Zeug flicken durfte.

Heier trug nunmehr die Bürde der Verantwortung.

Nachdem dieser geplagte Herr wiederholte Anstrengungen gemacht, seine Nüchternheit einwandfrei festzustellen, indem er genau die Linie der Decknaht beim Gehen innezuhalten versuchte, murmelte er enttäuscht: „Ich geb's lieber auf!“, worauf er die Nase in seinen hochgeschlagenen Kragen vergrub und nickenden Hauptes auf der Heckgrating\*), in Deckung hinterm Flaggen-

\*) Eine Erhöhung auf dem Achterdeck.

spinde sitzend, ebenfalls Vergessenheit von der Nachwirkung des Empfanges fand. —

Ähnlich verlief der nächste Tag. Nur nahm der Kommandant seinen Männertrunk allein, wenn auch nicht minder erfolgreich. Übrigens mußte der Sender einmal nach Wilhelmshaven hinein und gleich wieder zurück.

„Um so besser,“ sagte der Kommandant, „dann sind wir wenigstens morgen sicher. Morgen abend bin ich mal wieder Mensch unter Menschen — und wenn die Welt voll Teufel wär’!“

\* \* \*

### Billis Geburtstag!

Wilhelmshaven hatte nicht geflaggt, was Billi ein wenig entbehrte. Dagegen schmückten ihren Geburtstagstisch so viele Blumen, als sie an dieser Stätte der Weltverlassenheit nur aufzutreiben waren.

„Ach, Papa, bist du lieb!“ rief Billi vor ihrem reich gesegneten Geburtstagstisch und flog dem Admiral um den Hals. „Ach, Mama, wie bist du auch lieb!“ Und sie flog zur Mutter.

Diese sah immer so aus, als ob sie über irgend etwas unwillig erstaunt wäre und immer etwas unwillig zu fragen im Begriff stände. Heute war der Ausdruck ihrer hochgezogenen Brauen und der rotierenden Augäpfel durch ein mütterliches Lächeln gemildert.

„Und all die Briefe und Karten! Gott — selbst in Wilhelmshaven so ’ne Menge!“ Billi klatschte in die Hände.

Die Krabbe sah wirklich niedlich aus. Weiße Tailenbluse, marineblauer, fußfreier Rock in weichen Falten, und darunter die schlohweißen Strümpflein.

Die Briefe kamen meist aus der Pension. Von

bekanntem Leutnants stammten die Karten, welche die Blumengrüße begleitet hatten.

Billi las zwei oder drei Karten mehrere Male. Aber da zog sich ihre Stirn kraus. „Was — da in der Ecke steht, er könne heute leider nicht kommen! — Dienstlich verhindert! — Papa, warum ist Meyer dienstlich verhindert?“

„Weiß nicht, Kind. Der ‚Blutegel‘ war ja gestern erst hier. Wahrscheinlich liegt heute nichts vor.“

„Aber er ist doch eingeladen! Warum kann er denn nicht kommen?“

„Für die Boote ist es erheblich weit.“

Der schöne Max war nämlich Billis erster Schwarm. Suggestiert durch die Frau Mama. Wer über seine Nase hinweg sah, mußte zugestehen, daß er einer der flottesten Leutnants war. Den jungen Mädchen imponierte er dadurch, und den Müttern, weil er sehr vorsichtig in der Wahl seiner Eltern gewesen war.

„Es ist nämlich weit angenehmer, in der Equipage als in der Pferdebahn zu fahren, Kind!“ pflegte die Admiralin zu sagen.

Admirals waren leider nicht sehr wohlhabend und — nun, man weiß ja, wie Mütter frühzeitig träumen.

Tief sah es in Billis Rindskopf noch nicht. Immerhin so tief es hineinging, sah es, und vor allen Dingen: sie war an versagte Wünsche durchaus nicht gewöhnt!

„Er muß aber kommen!“ rief sie, mit ihren lebhaften Füßchen stampfend.

Der Admiral tätschelte der Tochter über den Scheitel. „Ist dir der Meyer so wichtig? Ich würde den Leutnant Schmidt entschieden vorziehen.“

„Du!“ Die Admiralin hob die Augenbrauenturven merklich. „Du kannst deinen Geschmack doch nicht maßgebend für junge Mädchen halten!“



Der Admiral ärgerte sich und zwang sich zur Ruhe. „Nicht im mindesten! Aber Meyer ist im Dienst —“

„Dienst! Wir wollen Meyer, und der Dienst geht uns gar nichts an!“

„Mich desto mehr!“ sagte der Admiral kurz.

„Du gönnst dem Kind auch gar kein Vergnügen!“

„Doch, das tut er!“ rief Billi, den Vater umarmend.

„Nicht, Papachen, wenn du nur wirklich willst, kann er schon kommen?“

Der aus Energie und List gemischte Doppelangriff seiner Damen begann die Einsicht des Vaters zu erschüttern. Aber noch beharrte der Admiral auf seinem Standpunkt. „Nein — solche Entscheidungen überlasse ich dem Kommandanten. Ubrigens, beinahe hätt' ich's vergessen — sie waren auf dem Bureau abgegeben.“ Mit dem Ausdruck eines schlechten Gewissens langte der Admiral in die Tasche. „Hier, Herzblatt, noch was!“

Freudig griff Billi nach einem blauen und einem rosa Briefchen.

„Du behältst aber auch alle Briefe in der Tasche, Mann! — Von wem denn, mein Kind?“

Die Umschläge flogen rücksichtslos herunter. Ebenso zartgefärbte Briefchen kamen zum Vorschein.

Billi verzog lichernd das Mäulchen. „Gottvoll! Von unseren Radetten! Woher wußten denn die das? — Was? ‚Blutegel‘? — Papa, wie kommen die Radetten denn mit einem Male auch auf den ‚Blutegel‘? — Siehst du, Meyer hat, wie er schreibt, darauf gebrannt, zu kommen und hat ihnen von meinem Geburtstag erzählt!“

Im breiten Gesicht des Admirals zuckte es ironisch. „Wie gerade die auf den ‚Blutegel‘ kommen, weiß ich auch nicht — vielleicht als würdige Seitenstücke zu Meyer. Da können wir vom ‚Blutegel‘ noch allerhand

erwarten! Sonst sind's ja ganz nette Kerlchen — Hansen besonders. Wollen wir sie als ‚Ersatz Meyer‘ nachträglich zitieren?“

„Was sollen so grüne Jungen für unsere Tochter!“ mißbilligte die Admiralin.

„Na,“ sagte Billi, „zum Utmachen sind sie ja gar nicht so schlecht. Aber heut habe ich keine Rinder-gesellschaft.“

„Schade!“ stichelte der Admiral.

Das brachte Billi aber in den Harnisch. „Überhaupt, Papa, wenn Meyer nicht kommt — O Gott, ich glaub', ich krieg' noch meine schrecklichen Kopfschmerzen und muß mich gerade heute hinlegen!“

Woher Billis Tränen so plötzlich kamen, erschien rätselhaft. Aber zweifellos: in Billis Augen standen Tränen.

„Da hast du's, Mann!“ zürnte die Admiralin und rollte ihre Augenbälle.

„Ich hab' gar nichts! Verderbt euch den Geburtstag nicht!“ drohte der Admiral, worauf er sich grollend in sein Arbeitszimmer zurückzog.

Mutter und Töchterchen inszenierten darauf eine kleine Familientragödie. Billi bekam schon um Mittag ihre Kopfschmerzen. Die Arme konnte nicht zum Essen erscheinen.

Der Admiral trank in Unruhe und Verstimmung seinen Kaffee, während die Admiralin ihm fortgesetzt versteckte Nadelstiche versetzte.

Als er es nicht mehr aushalten konnte, ging er hinauf zu Billi. Sie lag auf dem Bett, ein feuchtes Tuch auf dem Kopf. Trotzdem standen ihre starkduftenden Hyazinthen im Halbkreis um sie herum.

Sie lächelte ihren Vater schmerzlich an. „Papa, wenn man sterben muß, ahnt man das vorher?“

Das war dem Admiral zu viel. Er versprach seiner Billi alles, selbst den schönen Max.

Es herrschte nahezu schon Dämmerung, als er noch an den „Ironsapper“ folgendes Telegramm über Schillig sandte: „Bitte, Tender sofort hereinschicken. Soll über Nacht im Vorhafen festmachen. Kommandant hat sich gleich bei mir zu melden.“

\* \* \*

Die gefürchtete Schießübung, bei der der Tender die Scheibe schleppen mußte, war glücklicherweise nicht eingetreten. Dafür war auf dem „Ironsapper“ bis zur Bewußtlosigkeit am Geschütz exerziert worden. Auf dem „Blutegel“ hatte man irgend eine Reparatur vorgeschützt und lachte Hohn über die drüben geplagten Kameraden.

Meyer und — nach der Ablösung durch den Steuer- mann — Hansen und Heier fanden, daß Faulheit ein von der Vorsehung gewollter Beruf sei, den man mit Gewissenhaftigkeit ausnützen müsse. Früh hatten die beiden Jünglinge der Briefordnanz die schon bekannten Briefchen mitgegeben — jeder ohne dem anderen einen Ton davon zu sagen. Das rosafarbene stammte von Hansen.

Nachmittags beobachtete Meyer mit unruhvollem Mißtrauen den „Ironsapper“. Kam noch was oder kam nichts mehr?

Stunde auf Stunde rollte das Rad der Zeit — es kam nichts! Nun wurde es auch bald schummerig. Gleichzeitig kenterte der Strom\*).

„Todsicher!“ dachte der schöne Max, indem die Flügel seiner stolzen Nase sehnsuchtgeschwellt bebten.

\*) Flut- und Ebbewechsel.

„Da der Steuermann an Bord bleibt, werden die Radetten ja keinen Unfug machen können!“

Im nämlichen Augenblick trat Steuermann Hornschuh auf dem Achterdeck an. Wie er sich ehrerbietig vor dem Kommandanten aufpflanzte, bildete sein knollenförmig poröser „Zinken“ einen wirkungsvolleren Gegensatz denn je zu dem so ungemein aristokratisch geformten Organ des Vorgesetzten.

Der Unterleutnant stand, wie immer, wenn sich ihm in Demut ein Gesuch nahte, mit einer unerreichten Majestät da: die Nase hoch in der Luft, den Zeigefinger mit dem dicken Wappenring der Meyers zwischen zwei Brustknöpfen des geschlossenen Überrocks.

„Erlauben Herr Leutnant, daß ich heit abend man mal auf den ‚Fronsnapper‘ fahre? Feuerwerker Böhm hat heit seinen Geburtstag und gibt ’n kleenes Faß aus.“

Während der Knollen sich erwartungsvoll hob, sank der Haken vor Schreck um mehrere Zentimeter.

„Den Deibel auch — ist denn die ganze Marine heut zur Welt gekommen? — Gehst absolut nicht, bester Hornschuh — heut nicht!“

Der Knollen bekam entschieden etwas Verschnupftes. „Ein andermal hat er keens mehr, Herr Unterleutnant.“

„Tut mir schmerzhaft leid, Hornschuh —“

„Ich hab’ ja erst um zwölf Wache, Herr Unterleutnant, und bin pinttlich wieder an Bord.“

Meyer biß sich auf die Lippen. Er sollte nicht zu Nanni? Jetzt, wo er sich gerade auf dieses Rendezvous, zu dem er extra einen Korb Sekt aus Bremen bestellt, so gefreut hatte? Und sollte es einen Mord kosten, er konnte Nanni heute nicht allein — namentlich nicht allein mit dem Sekt lassen! — Andererseits Hornschuh, der so selten etwas für sich verlangte, vor den Kopf

stoßen, ging ebensowenig. Dann saß er bei nächster Gelegenheit gründlich in den Nessel.

„Hören Sie mal, mein lieber Hornschuh, ich tät's wirklich gern. Aber — der Fall ist doch nicht undenkbar — wenn der ‚Ironsnapper‘ plötzlich einen Auftrag für mich hätte, wenn dann die Sig\*) gebraucht würde —“

„Och, Herr Unterleutnant, die Sig schick' ich gleich wieder retour — oder noch besser, id' komm' bei und nehm' mir den Dinghi\*\*) und pull' mir selber.“

Dagegen war nun wirklich nichts einzuwenden. Einen Augenblick noch schwankte der schöne Max, an seine Kadetten denkend. Dann gaben Nanni und der Sekt seinem Gewissen den Rest. „Schön! Schön! Wer arbeitet, soll natürlich auch sein Vergnügen haben. Das ist bei mir Grundsatz an Bord, wie Sie wissen.“

Hornschuh bewegte dankbar seinen Zinken. „Denn will id' mir man gleich lieber von Bord melden, Herr Leutnant.“

„Danke! — Übrigens, wenn Sie können, observieren Sie manchmal 'n bißchen 'rüber!“

Hornschuh machte lehr und verschwand.

Raum befand sich der Dinghi außer Hörweite, ließ der schöne Max die Sig klar pfeifen. Seine Kerls hatten eine Stunde trotz still Wassers\*\*\*) ganz gehörig auszupullen, damit er sein Ziel erreichen konnte.

Pitfein, wie ein Parfümeriegeschäft duftend, erschien Meyer dann wieder an Deck. Ein Blick zum „Ironsnapper“ und beruhigt streifte er die Falten der weißen Handschuhfinger glatt und gab der hohen Mühe mit dem breiten Goldbräm einen verwegenen Schlag

\*) Kapitänboot.

\*\*) Kleines einruderiges Boot.

\*\*\*) Wasser zwischen Flut und Ebbe.

nach Backbord achten, so daß die Kühnheit des Sitzes dem darunter vorspringenden Organ konform ward. Der ausgehatte Schleppfäbel schurte auf den Deckplanken in lärmender Aufgeblasenheit hinterher — der „Götter-Meyer“ in seiner Vollendung!

„Meine Herren,“ sagte er mit gehobener Nase zu den am Falltreep versammelten Hansen und Heier, „Sie haben jetzt die Kommandogewalt auszuüben und mich in jeder Weise würdig zu vertreten. Es wird bald Flaggenparade\*) sein. Passen Sie mir auf den ‚Ironsnapper‘ auf, damit Sie beim Niederholen des Symbols unseres teuren Vaterlandes Ihrem Kommandanten keine Blöße geben. Wenn Hornschuh kommt, übergeben Sie, daß ich ‚sektet‘ von Bord wäre, aber um die Morgenröte zurückgefahren käme. — Heier, Sie als Älterer sind in erster Linie der Fels, auf dem ich die Kathedrale meines Vertrauens aufbaue. — Adieu, meine Herren — bei Philippi sehen wir uns wieder!“

Und die Sig entschwand mit hurtigsten Riemenschlägen in der trüben Luft, die auf dem bald in Flut übergehenden Wasser lastete. Der schöne Max hielt die Steuerleine, ohne sich ein einziges Mal nach dem entlegenen „Ironsnapper“ umzuschauen.

\* \* \*

Die zurückgelassenen beiden Radetten faßten sich um die Taille. Sie walzten auf dem Achterdeck einen Freudentanz. Herren und Gebieter von S. M. Schiff — schwindelhaft gemütlich!

Dann fuhr die Würde in Heiers lange Knochen. Er beschloß, sich durch Herablassung der weitestgehenden

---

\*) Tägliches, auf allen Schiffen in einem Hafen gleichzeitigcs Sehen und Niederholen der Kriegsflagge.

Sympathien seiner Besatzung zu versichern. Wie wär's, wenn er „alle Mann Rum empfangen“ pfeifen ließe? Aber dann bedachte er, daß, abgesehen von anderem, der Bottelier sich wegen der Kosten an ihn halten würde, und üppige Finanzen hatte der gute Heier nie besessen.

Indem er noch über eine billigere Generosität brütete, sagte der Posten auf der kleinen Brücke zum wachhabenden Hansen: „Da is all lang ein Signal auf ‚Fronsnapper‘.“

Hansen meinte, es sei zur Flaggenparade.

„Herr Kadett, ich glaub', dat is 'n anderes Signal.“

„Himmeldonnerwetter, wollen Sie die Flagge oben lassen!“ schrie der kleine Hansen einen Matrosen an, der bereits dienstfrig an der Kriegsflagge am Heck zog. Dann stürzte er, gefolgt von Heier, in zwei Sätzen die Brücke hinan. „Klar beim Kontertsignal!“ Er pustete vor Aufregung. Wie in aller Welt kam der infame „Fronsnapper“ auf den Gedanken, unmittelbar vor Flaggenparade noch signalisieren zu wollen? Wie lange das Signal da gehangen, wußte freilich niemand.

Wild arbeiteten die beiden Kadetten abwechselnd mit Fernrohr und den in Segeltuchhüllen eingenähten dicken Signalbüchern. „Heiliger Hornschuh — hilf!“ seufzte der kleine Hansen. Das war ja ein ganzes Gebaumel, ein halbes Flaggenspind voll hing ja! „Folgen Sie — A. C. D. — folgen Sie im Kielwasser und erwarten Sie den Angriff!“ las Hansen.

„Blödsinn!“ schnaubte Heier, indem er Hansen fortstieß. „C. H. F. Lassen Sie Kohlen verstauen!“

„Erst recht Blödsinn!“ schrie Hansen. „Paß auf, du hast die Verantwortung!“

„Was? Wer geht denn Wache? Ich kann doch von meinem Wachoffizier verlangen, daß er seine Signale ablesen kann!“

„Verlangen kann jeder! Aber selber können! Ein netter Kommandant!“

„Soll ich man Herrn Steuermannsmaat Muuß rufen?“ fragte der Posten, der bisher mit offenem Maul stumpffinnig dagestanden.

„Schnell! Laufen Sie!“ befahl Heier, dem der Schweiß schon auf die Stirn trat. — Herrgott von Bentheim, da heißt der „Ironsapper“ noch ein Signal! So ein Ochse! Zum Verrücktwerden war's!

Steuermannsmaat Muuß, ein vierschrötiger Mensch mit phänomenalem Bartwuchs, hatte just eine Partie „Schafskopf“ gedroschen. Er zeigte sich keineswegs entzückt über die Störung. Gegen Seefadetten hegte er eine ausgesprochene Idiosynkrasie, und so musterte er denn diese hohen Vorgesetzten mit einem unbeschreiblichen Blick, während er meinte: „Lassen Sie mir mal 'ran!“

Wenigstens kam jetzt System in die Sache.

„Das zweete heeßt: ‚Weshalb in drei Deibels Namen antwortet ihr nicht?‘ — Na, kann ich mir denken!“ fügte er maliziös hinzu.

Hansen und Heier schossen Blicke, die aus einer glücklichen Mischung von Wut und Erleichterung bestanden.

„Det erste — det erste?“ — Aufmerksam las Muuß durch das Fernrohr die Buchstaben nach und nach ab und durchflog die Seiten der Signalbücher. „Alha! Det heeßt: ‚Gehen Sie Anker auf. Nacht im Vorhafen festmachen. Kommandant sich sofort beim Admiral melden.‘ — Weiter nischt? Nisch mal abends können sie einen in Ruh' lassen!“ grollte er in den Bart.

Währenddessen hatte der kleine Hansen auch schon in einem Tone, als ob er selber die Sache ausfindig



gemacht: „Kontertsignal vor!“\*) gebrüllt. Und gleich danach: „Hol nieder Kontertsignal! Hol nieder Flagge!“ Das letztere galt der nun plötzlich auch über den Hals kommenden Flaggenparade.

Hansen und Heier hatten beim Sinken der Staatsflagge vom Flaggenstock und dem trillernden Ehrenpfeiff des Bootsmannsmaates der Wache vorschriftsmäßig ihre Mühen abgerissen, und zwar in dem unbehaglichen Gefühle, eine über die Gebühr schlappe Flaggenparade vollzogen zu haben.

Heier war völlig erstarrt. Er befand sich in einer geradezu schrecklichen Lage. Er konnte doch auf keinen Fall zurückmelden, der Kommandant sei ausgerückt. Und wenn er dies nicht tat, hatte er die Verantwortung für alles, was nun geschehen mußte, auf sich zu nehmen. — War das ein Wink des Schicksals? — Allerdings! — Wie würden die da in der Messe des „Ironsapper“ vor Neid und Bewunderung plazen, wenn sie später vernähmen, was er, Heier, fertig gebracht hätte! Mit Fug und Recht war er jetzt Kommandant und hatte als solcher die erteilten Befehle unverzüglich auszuführen!

In Wilhelmshaven würde er Meyer schon irgendwo auftreiben. Und wenn nicht? Pah! Dann hatte er für Meyer getan, was ein Mensch für den anderen nur tun konnte. Dann würde er ihn in stellvertretender Meldung beim Admiral zu entschuldigen versuchen und konnte — wie Meyer es selber für statthaft erachtet — voraussichtlich Billis Geburtstag mitfeiern!

Und Heier zögerte keinen Augenblick mehr!

„Was tun? spricht Zeus,“ fragte Hansen beklommen.

---

\*) Antwortflagge ganz nach oben gezogen bedeutet: Signal verstanden.

„Was tun? Mensch, wie kommst du mir vor? Bitte, geh gleich aufs Vordeck und sieh, daß der Anker klar aufkommt! — Steuermannsmaat Muuß, bitte an Deck bleiben!“

„Laß Hornschuh wenigstens zurückkommen,“ warnte Hansen, dem sein ganzes Inneres sich wider die Vorstellung aufbäumte, Heier als Kommandanten über ihn herrschen und sich Lorbeeren einheimsen zu sehen.

Heier war aber unnahbar — war ein Riese geworden. „Geht nicht,“ sagte er kurz. — „Steuermannsmaat Muuß — zum Henker, ich befahl Ihnen, Sie sollten an Deck bleiben!“

„Tu' ich ja schon!“ erwiderte Muuß wütend, da er nicht auf den Gedanken verfallen war, daß Heier sich erkühnen würde, selbständig Anker aufzugehen, weshalb er sich bis auf weitere Entwicklung der Dinge wieder hatte drücken wollen. Ihn so anzuschreien! So ein grüner Bengel einen alten Unteroffizier!

Nachdem Heier dem Maschinisten Befehl erteilt, Dampf aufzumachen, und ihm binnen kurzem — da die Kesselfeuer stets brannten — genügend Dampf gemeldet worden war, schnarrte er wie ein ausgepichtes Korvettenkapitän von der Brücke herunter: „Wache, klar zum Manöver! — Klar zum Unterlichten! — Bitte den Vordecksoffizier um Meldung, wenn die Kette auf und nieder\*) ist.“

Der kleine Hansen antwortete: „Schon recht!“ wobei er nicht einmal die Mühe abnahm. Das grenzte ja nahezu an Meuterei!

Steuermannsmaat Muuß wälzte unter der Kommandobrücke seinen Priem von einer Badenseite zur

---

\*) Die Kette steht senkrecht, ehe der Anker aus dem Grund reißt.

anderen. „Mach du da auf der Brücke deinen Mist man alleene!“ knurrte er, entschlossen, den Mann am Ruder ruhig ausführen zu lassen, was mit Weisheit von oben kam.

„Anker ist auf — klar Anker!“ rapportierte der kleine Hansen verärgert.

„Gott sei Dank!“ dachte Heier, indem ihm die Schwierigkeiten eines unklaren Ankers vom Herzen fielen. „Halbe Kraft voraus! — Voll Dampf!“

Heier lehnte auf der Brücke wie aus Stein gemeißelt. Er hatte etwas Römerhaftes an sich. Ob der wachhabende Offizier des „Ironsapper“ wohl eben von ihm gelernt hatte, wie man ein Schiff von seinem Ankerplatz zu bringen habe?

Mit einem Male aber durchfuhr ihn ein heiliger Schreck. Er hatte ja total vergessen, dem Mann am Ruder den Kurs anzugeben!

Der nächste Augenblick beruhigte ihn wieder. Der erfahrene Matrose hatte ganz von selber die Hafensrichtung genommen.

Sofort hüllte Heier sich wieder in seine erhabene Toga. „Immer die Bojen\*) an Steuerbord!“ mahnte er nachlässig.

Muß strich seinen Bart und hohnlachte vor sich hin, damit der Mann am Ruder nicht im Zweifel wäre, wie er über die Führung dächte.

Hansen rannte wild seinen Marsch als ganz ordinärer Wachhabender auf und ab. „So 'n Streber!“ giftete er in sich hinein. „Bloß weil ich ihn um einen Point besser als mich selber durchs Seefadtenexamen gemogelt hab'! Wenn ich nicht wüßte, daß er im gewöhnlichen Leben so viel von mir hielte, sollte er mal

\*) Merkzeichen für das Fahrwasser.

sehen, was 'ne Harke ist! — Na, hoffentlich setzt er den Rahn auf 'n Dred! — Der reine Größenwahn! — Na, wenn wir erst im Hafen sind!“

Jäh unterbrach der kleine Hansen seinen Marsch. Ha, das also war's! Das wollte der schlechte Kerl! Allein zum Admiral wollte er und allein Billis Geburtstag mitfeiern! „Warte, du Kanaille, den Kommandanten verraten! Deinen Kameraden verraten! Oh, dir wird die schwarze Seele schon früh genug aus deinem anmaßend langen Leib gerissen werden!“ —

So nahte der unternehmende Heier unter den mißgünstigen Gedanken des wichtigsten Theils seiner Besatzung und in eigener wachsender Angst vor dem Kommenden dem kritischen Punkte: der Moleneinfahrt.

In dieser war die Sig, ohne im geringsten etwas von dem hinterdrein dampfenden Mutterfahrzeug gemerkt zu haben, längst verschwunden.

Es war bald acht Uhr abends. Nicht sehr dunkel, und ohnedem war die Einfahrt durch die Molenfeuer so gut wie möglich bezeichnet. Heier glühten sie gleich Gespensteraugen entgegen. Hinein kam er trotz niedrig Wasser schon, aber tückischerweise lief bereits mächtig Flut, und mit dieser mußte er sich längsseit der Molentreppe legen, um am Rai, dem Steigen des Wassers entsprechend vertaut, das Hochwasser abzuwarten. Vorher konnte er nicht durch das Schleusentor in den Binnenhafen einfahren.

Ja gegen den Strom und mit der Dampfbarke — Kinder spiel! Aber mit dem Strom und dem Riesenschiff?! — Verflucht noch 'nmal, jetzt ward ihm doch klar, daß Meyer nicht so unrecht in dieser Sache gehabt hatte!

„Steuermannsmaat!“

Keine Antwort.

„Steuer—manns—maat!! — Steuermannsmaat  
Muuß!!!“

„Herr Radett!!!“

Muuß mimte Herbeistürzen aus weiter Entfernung.

„Steuermannsmaat, wieviel Meilen Strom laufen  
wohl?“

Muuß kratzte in seinem Urwald herum.

„Hm! Det is hier so 'ne Sache. Det wissen Herr  
Radett ja doch besser als ich.“

„Das Schiff — was es über Grund läuft, mein' ich.“

„Über Grund? Ja, über Grund läuft det immer  
mächtig. Id wollte mir irade bei Herrn Radett mal  
selber dadrüber erkundigen.“

Heier sah das Grinsen nicht, doch zweifelte er nicht  
daran, daß Bartel sich hier niemals Most holen werde.  
Wenn er den infamen Kerl auf die Brücke kommen  
ließe? Würde nichts helfen, oder er erlebte vielleicht  
die Blamage, daß ein gewöhnlicher Unteroffizier ihm  
das Kommando abnehmen könnte!

Er beugte sich nach Steuerbord übers Brücken-  
geländer. „Hansen — pst, Hansen!“

„Was ist los?“ klang es mürrisch zurück.

„Hansen, was meinst du, wieviel Strom haben  
wir mit uns?“

Hansen hob die Achseln bis zu den Ohren. Ein  
gewisses Mitleid für Heier erfaßte ihn. „Weiß nicht —  
aber ich hab's so im Griff. Soll ich 'raufkommen?“

Nun gar Hansen das Kommando abtreten? Nein,  
so tief sank ein Heier nicht!

„Denn laß man,“ erklärte er mit ersticker Stimme.  
Siedendheiß wurde es ihm.

„Langsam — langsam!“ warnte der kleine Hansen  
von unten.

Steuermannsmaat Muuß, der jetzt mehr als je auf

seinem Posten hätte bleiben müssen, ging plötzlich nach achtern. Er wolle sehen, ob der Fender\*) auch achtern klar wäre, meinte er.

„Halbe Kraft!“ kommandierte Heier durchs Sprachrohr in die Maschine hinunter. — So, nun kam der Bogen. — „Steuerbord Ruder! Hart Steuerbord! — Stütz!\*\*) — Backbord!! — Langsamer! — Ganz langsam!“

Den Teufel auch, der verflirte Strom! Auf die Art geriet der „Blutegel“ südlich auf den Schlick!

Heier biß die Zähne zusammen. „Halbe Kraft! — Sind die Trossen klar? — Klar bei den Fendern!“

Hölle und Teufel, da glühte es ja mit einem Male schon über ihm! Die Feuer der Molentköpfe! Und er hatte geglaubt, noch reichlich hundert Meter von ihnen entfernt zu sein!

Die moltkeartige Ruhe hatte sich längst in das Gegenteil verkehrt. Wie jetzt die hohen, schwarzen Mauern das ganze Schiff zu erdrücken schienen, geriet sie vollends aus Rand und Band.

„Stopp!! Stopp!! — Himmeldonner — Steuerbordruder!! — Vollampf rückwärts!!! — Die Fender! Die Fender! Die Fff—fen—der —“

Jetzt stürzte der Steuermannsmaat auf die Brücke. Der kleine Hansen hatte mit beiden Fäusten ein festes Hoftau\*\*\*) gepackt, und da ging's schon: „Arr — rumps!“ und nochmals: „Rrumps!“ durch das ganze zitternde Schiff.

Es krachte, splitterte und brach, und — der „Blutegel“ saß tief mit der Nase hinter der Molentreppe in der Quermauer.

\*) Tau- oder Rortball, der das Schiff gegen Stöße schützt.

\*\*\*) Leg gerade!

\*\*\*\*) Tau, das den Mast stützt.

Ein Augenblick toten Schweigens, und dann erhob sich im Schiff wieder, was umgefallen war — ziemlich alles. Maufestill stand auch die Maschine — ganz von selber. Die Kessel waren so verständig gewesen, nicht in die Luft zu fliegen, was ihnen ohne Schwierigkeit möglich gewesen wäre.

Nun, die Hauptsache blieb, es hatte sich niemand ernstlich verkehrt, und im übrigen drehte der Strom das Heck, so daß der „Blutegel“ nach dem Achteraus-holen so nett an der Treppe zu liegen kam, als es nur irgend in Heiers idealster Absicht gelegen haben konnte. Ob er bei den klaffenden Rissen aber noch lange „über Grund“ schwimmen würde, wußte vorläufig niemand.

Auf das Krachen hin kamen allerlei Schleusen- und Werftbeamte angelaufen.

Kommandant Heier stand noch immer völlig vernichtet auf seiner Brücke. Neben ihm der Steuer-mannsmaat als personifiziertes schlechtes Gewissen. Dieser Effekt war ihm denn doch etwas zu kräftig ausgefallen.

Auch Hansen war zunächst ratlos. Freilich fühlte er, er sei mit Heier allen diesen spöttisch entrüsteten Leuten gegenüber solidarisch. „Laß den Wasserstand im Schiff peilen, Mensch!“ raunte er Heier zu.

Mechanisch erteilte Heier dem Zimmermannsgast den Befehl. Hansen stieg mit hinunter und kam strahlend zurück. Sinkgefahr bestand nicht. Der dicke „Blutegel“ hatte selbst diesen Puff vertragen können.

„Wenigstens etwas!“ seufzte Heier, indem er sich nun wieder zu erholen begann, wenn auch nicht bedeutend.

Maschinist Krauß schüttelte immer nur den Kopf. Da seiner Maschine nichts passiert war, ging ihn die

Geschichte nichts weiter an. „Aber,“ sagte er zu Heier, „sechstausend Taler wird die Chose wohl kosten!“

„Man kann mich auf den Kopp stellen, es fallen mir keine zwce Taler aus der Tasche!“ rief Heier in verzweifelter Stimmung. — „Es ist aus, Hansen! Ich werde wohl Agent —“

„Unsinn! Kopp hoch, alter Junge!“

„Ja, du hast gut reden, Hansen! Du hast keine Verantwortung! Was tun wir nun zuerst?“

„Meyer suchen! Oder — wie heißt das Frauenzimmer?“

„Nanni.“

„Oder die Nanni.“

Die Gigsgäste waren aber für eine Auskunft auch nicht vorhanden. Sie hatten die Gig unter Aufsicht eines gefälligen Arbeiterjungen an der Molentreppe zurückgelassen, wo sie noch eben dem Schicksal der Zermalmung entgangen war.

„Wenn wir ihn nicht finden?“ fuhr Heier düster fort.

„Ja, dann mußt du zum Admiral, Heier. Es ist doch Befehl.“

„Ich?! Nicht um die Welt! Ich habe keine Sehnsucht nach Meyer, aber jetzt mag er selber ausfressen, was er mir eingebrockt hat!“

„Ich denke auch, er fällt noch viel mehr 'rein, wenn er nun nicht zum Vorschein kommt,“ meinte Hansen bedenklich. „Der hilft sich mit seiner Quadratschnauze schon durch, falls er die Havarie selber vertritt. Also lassen wir schleunigst drei Bluthunde los! Die Singeltangels kennen die Kerls auch. In einem steckt diese Nanni bombensicher.“

Vom Musentempel im schönen Varel ahnte Hansen noch nichts. Aber auf eine gute Witterung sollte er bald gebracht werden.



Einem der entsendeten Boten hatte Meyers Bursche nämlich gesteckt: „Du, loop nach 'n Bohnhof und frog mal da nach.“

Der Bote kam denn auch bald mit der verblüffenden Kunde zurück: „Der Herr Kommandant is nach Varel jefahren.“

Nach Varel? Zu der Operette nach Varel? Ein hochinteressanter Fall für die Kadetten, aber auch jezt um so hoffnungsloser für sie wie für den Kommandanten. Es kam zwar heute noch ein Zug von Varel in Wilhelmshaven an, der Schnellzug nach Varel, den man sonst hätte benützen können, um ihn aufzustöbern, startete indessen heute nicht mehr von Wilhelmshaven. Man mußte also den Unseligen in Varel seinem Schicksal überlassen.

„Ich wußte es! Es ist aus mit mir! Der Admiral wird auch die Meldung endlich haben müssen, daß wir hier sind — und ich kann's nicht!“ sagte Heier tonlos.

„Ja, und eigentlich solltest du auch später zum Verholen in den Vorhafen als Kommandant an Bord bleiben,“ meinte Hansen, indem es sonderbar in seinen listigen Augen blickte.

„Weißt du was, Hansen? Tu's mir zuliebe, mach du die Meldung!“

„Ich? Ich bin aber doch nicht Kommandant!“

„Ach, der Admiral weiß ja gar nicht, wer älter von uns ist!“

„Nee, hör mal! Hab' keinen Schimmer davon, was ich sagen soll! Wie soll ich dich und Meyer gleichzeitig weißbrennen? Dann krieg' nur ich selber den Segen — ich danke!“

„Sag, was du willst, liebster Hansen! Dir fällt gewiß unterwegs ein Gedanke von Schiller ein! Du bist doch sonst immer so auf Eriks geeicht, Hänschen!“

Trotz dieses schmeichelhaften Vertrauens sträubte sich der kleine Hansen noch immer.

Da gab Heier seinem Herzen einen Stoß. „Mensch, du sollst auch Urlaub für den ganzen Abend haben! Denk doch — Billis Geburtstag! Sie laden“ — Heier seufzte schwer leidend — „dich gewiß ein. Mir nützt es ja doch nichts mehr. Wenn ich erst Weinagent bin —“

Hansen lachte urplötzlich laut auf. „Generalagent mindestens, Heier! Du bist der geborene Generalagent — verlaß dich drauf! — Also gut, ich opfere mich. Wie die Sache aber ausgehen wird, weiß der Himmel!“

In der Geschwindigkeit, die man sich an Bord aneignet, und die besonders bei guten Taten zur Geltung kommt, machte sich der kleine Hansen mindestens so landfein, als es der schöne Meyer getan — weit über das Maß hinaus, das für dienstliche Meldungen in Betracht kommt.

Dann ließ er sich von seinem Burschen mit kölnischem Wasser ansprizen, baumelte seinen Dolch um und zog mit einer sorgfältig und heimlich eingewickelten Papeterie die Molentreppe hinauf ans Land.

„Grüß sie, Hansen, und reiß mich wenigstens bei Billi ein bißchen 'raus!“ rief Heier ihm melancholisch in das Duster nach, worin ihm die in einem Laternenlichtstrahl aufblitzende Dolchscheide des opfermütigen Freundes wie ein letzter Hoffnungstern in Wolken verschwand.

Armer Heier!

Aber auch dem kleinen Hansen war nicht so leicht ums Herz. Je mehr er sich dem Admiralitätsgebäude näherte, desto weniger zuversichtlich ward sein Schritt. Er murmelte vor sich hin: „Wenn Billi nicht wär, ich tät's wahrhaftig nicht! Den Pelz waschen und ihn nicht naß machen, das geht auch über meinen Gripps!“

Aber mit einem Male blieb er stehen, so plötzlich, daß der kleine Dolch ordentlich herumschwenkte, und legte den Finger an die pfiffige Nase. „Hat ihm schon!“ zischte er förmlich heraus.

\* \* \*

Bei Admirals ging es vergnügt her — das heißt beim Admiral selber, bei den Leutnants und bei Billis drei sogenannten Freundinnen. Billi selbst war innerlich noch verstimmt. Die Mama, wie das häufige Rollen ihrer Augäpfel bewies, auch äußerlich.

Man hatte entsetzlich lange mit dem von der Admiralin eigenhändig und in gewohnter Trefflichkeit bereiteten Abendessen gewartet.

Der vom Admiral im Galgenhumor erfundene Signalscherz für den schönen Max schien wegen irgend einer Störung nicht geklappt zu haben. Wiederholen wollte er ihn jedenfalls nicht.

Billi mußte sich also von einem der Leutnants zu Tisch führen lassen, zu welcher Ehre sie den Unterleutnant v. Mohr ausertoren hatte, der sich am besten aufziehen ließ.

„Bitte, Herr Unterleutnant, den nächsten Stuhl!“ ersuchte die Admiralin einen anderen Unterleutnant, der sich unmittelbar neben Billi an ihrer etwas verstedten Ecke niederlassen wollte.

Weshalb sollte dieser Stuhl leer bleiben?

Die Leutnants, die nicht ahnten, Meyer werde jetzt noch erwartet, nahmen an, es werde noch irgend ein besseres häusliches Wesen erscheinen. Zu ihrer inneren Verwunderung blieb der Platz indessen unbefetzt.

Der Admiral war ersichtlich nicht unglücklich darüber. Er sah aus wie ein Mann, der getan hatte, was er tun konnte. Er schaute Billi zufrieden aus der Ferne

an. Sie hatte sich erfreulich überwunden. Daß seine Frau noch im Streit mit ihrem Groll lag und ihn nach Kräften bezähmen mußte, bereitete ihm eine wohlthuende innere Wärme.

Leutnant zur See v. Löwenzahn hielt sich als Ältester verpflichtet, beim Braten auf das Wohl des von der ganzen Marine hochverehrten Geburtstagskinds zu toasten. Er hatte besonders lange Rockschöße, lange, blonde Bartkoteletten und bereits eine Glaze.

Als er seine überaus ehrbare Rede mit einem unfreiwilligen Reim schloß, verzog Billi den Mund. Meyer würde mit ganz anderem Schwung gesprochen haben!

Der Admiral trank dem Sprecher zu. „Großartig, Löwenzahn — Sie sind ja der reine Goethe!“

Löwenzahn lächelte bescheiden. „Verzeihung, Herr Admiral, in der Beziehung haben wir nur ein Lumen in der Marine.“

„Nämlich?“

„Meyer.“

„Auch das noch!“ pläzte der Admiral unwillkürlich heraus.

Die Admiralin rollte ihm dafür dreimal einen strafenden Blick zu.

„Eigentlich hätten Sie mich feiern sollen, Herr v. Mohr!“ schmollte Billi mit ihrem Tischherrn.

Mohr erschrak. „Auf Ehre, ich habe noch nie eine Tischrede gehalten, gnädiges Fräulein.“

Billi und ihre nächste Freundin steckten die Köpfe zusammen und licherten. „So,“ sagte Billi, „in Kruses Hotel haben Sie's doch neulich gekonnt! Es war was Romisches, muntelt man in Wilhelmshaven. Wie war denn das, bitte?“

Herr v. Mohr errötete über sein ganzes Knaben-

gesicht. „Die Damen erfahren hier aber auch alles!“ stotterte er.

„Ja,“ sagte Billi, „das tun wir Damen auch. Und die Herren haben die Kontrolle, wie mir scheint, recht nötig!“ Sie sah ungemein würdevoll in diesem Augenblick aus.

Das wäre überhaupt etwas ganz anderes, nur ein Scherz in vorgeschrittener Stunde gewesen, verteidigte sich der Unterleutnant.

„Natürlich! Sie würden es nicht wagen, ihn hier zu wiederholen! — Sie sollten sich wirklich ein bißchen schämen, so arg vorgeschrittene Stunden zu haben, Herr v. Mohr!“

Billi war ganz Admiralstochter.

Der Admiral ließ jetzt unter Aufbietung seiner Autorität den Champagner bringen, den die Admiralin unter dem Vorwand, er sei noch immer nicht genügend frappiert, zähe zurückgehalten hatte.

In diesem Augenblick kam der Bursche zum Admiral mit einem neusilbernen Tellerchen, auf dem eine anspruchsvolle Visitenkarte lag. Die Admiralin rollte Billi vielsagend mit dem einen Auge zu, und Billi rollte auch ein bißchen zurück und ward nun selber rot.

Der Admiral betrachtete die Karte merkwürdig andächtig, worauf er bemerkte: „Er soll hereinkommen.“

Die Tür öffnete sich, und hereintrat — der kleine Hansen. Stramm dienstlich, im Überzieher, die Mütze in der Hand. Die Absätze zusammenschlagend, pflanzte er sich neben dem Admiral auf.

Die ganze Gesellschaft machte neugierige Gesichter. Nur Billi sah höchst enttäuscht aus, und die Admiralin glich einer Niobe, in deren Antlitz die Entrüstung den Schmerz verdrängt hat.

„Melde ganz gehorsamst, daß der ‚Blutegel‘ an der

Mole liegt und bei Hochwasser in den Vorhafen verholt.“

„So? Der ‚Blutegel‘ ist drinnen?“ erwiderte der Admiral. „Und dazu schicken Sie mir das herein?“ Er blickte auf die Karte. „Sie kommen doch dienstlich?“

Dem kleinen Hansen ward es schwül. „Zu Befehl!“ stotterte er.

„Warum erscheint denn Ihr Kommandant nicht selber?“ Der Gestrenge runzelte die Stirn.

Hansen fühlte eine Lähmung in seiner Kehle. „Ich glaube, der Herr Kommandant kommt nach.“

„So, er kommt nach? Famoses Schiff, das!“ sagte der Admiral.

„Mehr, als du ahnst!“ dachte der kleine Hansen, erzählte aber nichts von der Havarie, sondern verharrte in erwartungsvoller Stummheit.

Der Admiral betrachtete unter Kopfschütteln nochmals die große Visitenkarte und den kleinen Hansen. Darauf entwölkte sich seine Miene. Schmutzelnnd strich er den Bart. „Müssen Sie durchaus an Bord zurück?“ fragte er, mit listigem Wohlwollen ein Auge zukneifend.

Das Herz schlug in Hansen hoch auf. Zum ersten Male wagte er, nach Billi hinüberzuschielen. „Zu Befehl — nein, Herr Admiral, ich habe Urlaub!“

Die ganze Tafelrunde lächelte über die herzhafte Antwort des kleinen Hansen.

„Eigentümlich — na, legen Sie, bitte, ab. Neben Billi ist noch 'n Platz frei.“

Die Admiralin räusperte sich und rollte furchtbar.

„Bitte, Billi, sorg für deinen Nachbar nachher!“

Ein idealer Schwiegervater! Hansen war völlig entflammte Dankbarkeit, als er hinausstürzte, um dann säuberlich gehäutet wieder zu erscheinen, ein Paketchen halb versteckt in der Hand.

Die Admiralin erkundigte sich mit zurückhaltendem Rollen nach Hansens Eltern. Der aufmerksamen Gesellschaft halber riskierte sie es nicht, nach den Widerwärtigkeiten zu forschen, die den schönen Max aufgehalten zu haben schienen.

In Billi aber loderte Empörung. Den Radetten zu schicken, der gar nicht einmal eingeladen war! Wenn Papa hatte signalisieren lassen, konnte es doch gar nichts geben, weshalb Meyer nicht längst hätte kommen sollen! Und Papa schien nicht einmal dienstlich gereizt darüber zu sein! Immerhin beschloß sie, dem geliebten Max dieses Mal noch verzeihen zu wollen, wenn er überhaupt noch käme. Inzwischen gedachte sie, sich doch ein bißchen mit dem kleinen Hansen zu amüsieren. Hansen war weit schlauer als Mohr. Das gefiel ihr. Er sah auch heute abend so pudzig niedlich aus, und schließlich: er war nun einmal da! Wenn Meyer kam, wurde er natürlich expediert. Sie begann also, mütterlich für ihren Radetten zu sorgen.

Hansen strahlte sie an. Raum hatte er sich gesetzt, da kam er mit seinem Paletchen hervor. „Ich wollte mir noch erlauben, Fräulein Billi —“

Sein Manöver übersehend, fragte sie: „Was ist denn eigentlich los mit euch?“

„Pst!“ wisperte Hansen. „Es war viel los! Aber bitte einstweilen ganz unter uns: wir saßen fest!“

„Himmel!“ rief Billi erschreckt und erfreut zugleich, denn Meyer war demnach zwar vielleicht in seiner Stellung gefährdet, aber doch wirklich verhindert gewesen. „Wo denn? Ist was passiert?“ drängte sie leise.

„Nee. Bloß die Mole 'n büschen gerammt, 'n büschen Kleinholz gemacht. Ich bin sicher, Meyer kommt noch. Es ist besser, wenn er selber drüber Vortrag hält, mein' ich.“

Billi meinte auch, es sei richtiger, wenn der Vater vom Kommandanten direkt informiert werden könne. „Wissen Sie, Hansen, ich hab' an meinem Geburtstag immer Pech! Heute vormittag hatte ich Migräne —“

„Oh!“ rief Hansen ergriffen. „Hoffentlich vorbei?“

„Ja, es ist etwas besser. Und denken Sie mal, in Lausanne mußte ich an meinem Geburtstag zum Zahnarzt!“

„Schauerhaft! Aber hoffentlich auch vorbei?“

„Ja, seit vorigem Jahr. Und mit dem Festkommen war es doch force majeure — nicht?“

„So was ist immer force majeure,“ sagte der kleine Hansen hinterhältig.

„Na also!“ meinte Billi beruhigt und geruhte nun, das ununterbrochene Manöver von Hansen zu bemerken. „Was haben Sie denn da?“

Hansen legte sein Paketchen schüchtern in ihre Hand. „Ich hoffe, es wird Ihrem Geschmack entsprechen, Fräulein Billi — leider hatte ich nichts Besseres. Hier in diesem Nest gibt's ja nichts Vernünftiges.“

Billi wickelte neugierig aus, sah die kleine rosa Papeterie und hatte gleich weg, daß das für sie verwendete Papier bereits fehlte. „Macht nichts,“ sagte sie großmütig, „ich seh' aufs Herz!“

„Das können Sie bei mir auch ruhig,“ erwiderte der kleine Hansen, indem er Billi tief in die braunen Augen schaute.

Billi fand das sehr drollig, auch sehr angenehm. Sie hielt die Serviette vor den Mund und versandte einen ihrer allerkolettesten Blicke an Hansen. „Ihr Kadetten seid frech!“ raunte sie.

„Sind wir auch! Und ihr Mädels seid — so furchtbar süß!“ flüsterte er zurück.

Zur Antwort versetzte sie mit ihrem Ellbogen dem



seinigen einen strafenden Knuff. „Lächerlich! Was ihr schon wollt — ihr Kinder!“

Trotz der Liebe vernachlässigte der kleine Hansen die aufgetragenen Speisen und namentlich den Sekt keineswegs.

Dies erinnerte Billi an Heiers Appetit und damit an Heier selbst. Hansen strich auf ihre Anzapfung hin den Busenfreund in edelster Weise heraus. Heier hatte jetzt eine total weiße, anstatt bisher einer schwarzen Seele. Diplomatisch schlug Hansen so zwei Fliegen mit einer Klappe. Billi fand den Freundschaftsbund „romantisch“. Sie müsse an Schillers „Bürgschaft“ dabei denken, meinte sie.

„Ja,“ sagte Hansen, „so ungefähr ist es auch.“

„Ihr habt euch wohl noch nie gezankt? Was?“

„Über etwas zanken wir uns immer!“

„Gott, das finde ich nun pikant! Wenn ich mal heirate — das heißt, ich will ja ins Kloster — werde ich auch gehörig mit meinem Manne zanken!“

„Und ich, wenn ich mal heirate — das heißt, ich bin im Prinzip Junggeselle — werde ich meine Frau so lange — küssen, bis sie nicht mehr zanken kann!“

„Mein Mann,“ triumphierte Billi — niemand hörte es im Stimmengeräusch umher — „muß mein Sklave sein! Er muß mir sogar den Pantoffel küssen, wenn ich's will!“

„Wär' nicht so übel!“ sagte Hansen. „Aber es gibt auch Männer, die das nicht tun!“

Billi griff nach einer Schale mit Walnüssen. Wie es schien, entglitt ihr eine Nuß und fiel unter den Tisch.

„Aufheben, Kadett!“

Hansen schaute Billi schnell und schlau an, und dann war er blickartig verschwunden. Und als er die Nuß erwischt hatte, sah er sich bei dem Dämmereindruck so

vieler Hosen, Kleider und Stiefel nach etwas Weißem unterhalb fußfreier Kleiderfalten um. Im nächsten Augenblick hatte er es umspannt; es fühlte sich, soweit nicht kühles Lackleder dazwischen kam, mollig an, und in einem zweiten flüchtigen Augenblick war es — geküßt!

Billi zuckte jäh zusammen, nur mühsam einen Schrei unterdrückend.

Da tauchte der hochrote Radettenkopf wieder über dem Tischrand auf.

„Bitte ganz gehorsamst, hier die Nuß!“ sagte Hansen, zu sehr von der Unsicherheit des Ausganges erfüllt, um der Besitzerin des attachierten Fußes gleich ins Gesicht schauen zu können.

Glücklicherweise hatte er sich nicht verrechnet. Billis Humor siegte. Es hatte so gekitzelt, und sie war so furchtbar kitzelig! Sie erstickte jetzt fast in einem Lachkrampf hinter der Serviette.

„Frechdachs!“ zischelte sie. „Das wird blutig bestraft!“

Hansen war wieder ganz Hansen. „Ich hab' mich nur auf den Sklaven eingeübt,“ raunte er.

Billi fand so genügend Spaß, um ihren Meyer zeitweilig vollkommen zu vergessen.

Auch der kleine Hansen dachte absolut nicht mehr daran, daß er vor seinem Erscheinen eine Bombe geladen, die nach seiner eigenen Meinung noch heute plagen sollte. —

„Wie wär's nun mit einem Länzchen, Rinder?“ fragte der Admiral.

Einmütiger Beifall tönte ihm entgegen.

Man wollte sich gerade von der Tafel erheben, als der Bursche wieder hereintrat und, sich an die Tür stellend, der Herrin des Hauses vielsagend zuzublinken sich bemühte.

Da die Admiralin aber gerade ihre Augen mißbilligend in die Gegend von Billi und Hansen gerollt hatte, bemerkte sie das Notsignal des Burschen später als der sich zufällig umbrehende Gatte.

„Was haben Sie? Kommen Sie doch her, Mensch!“ rief er.

Der Matrose näherte sich zaghaft und machte dem Admiral eine Meldung, eine, wie es schien, ihn selber sehr aufregende Meldung.

„Wer? — Unterleutnant Meyer? — Aber bitte, sofort!“

Der Bursche grinste verlegen.

„Was soll das heißen?“ zürnte der Admiral, die Stirn in Falten ziehend.

Die Admiralin, die gehört hatte, daß der Edelstein endlich angelangt sei, fuhr den Matrosen verstohlen an: „Wie ungeschickt! Führen Sie den Herrn augenblicklich herein!“

Dies hatte den Erfolg, den Mann verschwinden zu lassen, worauf prompt der Unterleutnant Meyer in seiner vollen Schönheit in der offenen Tür prangte — ganz dienstlich, ja noch dienstlicher als vorhin der kleine Hansen, angetan mit Mantel, Säbel und Mütze, und zwar die Mütze mit einem ganz verwegenen Klaps quer über dem Hintertopf.

„Na, da sind Sie ja wirklich, Sie Ausreißer!“ rief der Admiral, der nicht mehr scharf sah.

„Ich . . . ich m . . . m . . . melde mich . . . ganz . . . 'horsamst zur Stelle.“

Der Admiral holte seinen Klemmer heraus und visierte nach der Tür.

Der „Blutegel“-Kommandant stand da, mit der stolz erhobenen Nase in der Luft herumschnüffelnd und mit jeder Hand sich gegen einen Türpfosten stemmend,

offenbar von dem Gedanken erfüllt, es könne eine Stufe vor ihm liegen, die nicht deutlich zu sehen wäre.

„Dreht er sich oder dreh' ich mich?“ dachte der kleine Hansen, von einem panischen Schrecken ergriffen. Fragend wandte er den Blick zu Billi, die urplötzlich ins Nebenzimmer flüchtete.

Doch mit in langer Dienst erfahrung geschärften Augen überrollte die Admiralin sofort die Situation. Ein energischer Schritt und Griff, und sie hatte ihren Meyer fest unter dem Arm. „Bitte, Herr Unterleutnant, drüben — mein Mann kommt sofort nach!“

Damit war der schöne Max, visionär wie er erschienen, auch schon wieder verschwunden, und der Admiral, der die Augensprache seiner Gattin endlich kapierte, folgte hinterdrein.

Die Admiralin rollte kreislaufend einen nach dem anderen in der Tischgesellschaft mit möglichster Harmlosigkeit an, indem sie sagte: „Nur eine dienstliche Meldung. Bitte, lassen Sie sich nicht stören, meine Herrschaften. Wir wollen —“

Das war zu viel für die gesellschaftlich anerzogene Eindämmung der Gefühle. Wie auf Kommando brach ein homerisches Gelächter los. Man lachte Tränen. Und die Admiralin mochte mögen oder nicht, sie mußte endlich mitlachen und lachte, bis sie erschöpft auf einen Stuhl sank.

Das hieß wirklich ein befreiendes Lachen!

Der Admiral kehrte mit drei Keffen in der Stirn zurück, während man den Unterleutnant Meyer, gestützt von zwei Kameraden, die ihn in der Nähe bei sich unterbringen wollten, die Treppe hinunterpoltern hörte. Aber der gestrenge Chef konnte der allgemeinen Heiterkeit noch weniger standhalten als die Gattin. Schleunigst steckte er seine Keffe wieder aus.

Eine bessere Erhöhung der Tanzstimmung wäre kaum möglich gewesen.

Und Billi?

Nachdem sie oben in ihrem Stübchen einige wirkliche Tränen vergossen hatte und das furchtbare Lachen unten gehört, fuhr sie sich schnell mit einem feuchten Handtuch übers Gesicht, rannte hinunter und direkt ans Klavier. Ein Walzer stürmte über die Tasten, der sofort den freien Platz unter dem Kronleuchter mit wirbelnden Paaren füllte.

Der Admiral erbat sich einstweilen den kleinen Hansen auf einige Augenblicke in sein Arbeitszimmer.

Hansen folgte dieser Einladung außerordentlich beflommen. Er sah mit einem Male alle Dinge wieder klar und gerade. Er wünschte beinahe, er hätte noch mehr Champagner getrunken gehabt.

Der große Admiral stand mit verschränkten Armen vor ihm. Die Uhr tickte unheimlich laut in die Pianoklänge, in das Fußscharren und Pumpern von drüben hinein. Es war kühl und lichtarm im Zimmer, roch nach kaltem Zigarrenrauch und Vorgesetzentum.

„Hören Sie mal, junger Mann,“ begann der Admiral, „Ihr Kommandant hat mir da irgend etwas Verrücktes von einer Havarie erzählt, die der Theaterdirektion in Varel zugestoßen wäre. Er habe deshalb erst nach Varel müssen. Sie hätten ihm aber telegraphiert, er solle sofort zu mir kommen, um Aufschluß darüber zu geben. Bitte, wollen Sie mir den Unsinn gefälligst aufhellen.“

Nun berichtete der kleine Hansen bekümmert alles, was sich mit S. M. S. „Blutegel“ ereignet hatte, sich edel per „wir“ mitbezüglichend, wo es nur Heiers Dummheiten galt.

„Und von all dem Unfug haben Sie vorhin kein

Sterbenswort gemeldet! Warum sind Sie denn überhaupt erschienen, junger Mann? Was haben Sie depeschirt, und wie kommen Sie zu so eigenmächtigem Handeln?“

Nachdem Hansen seine Kehle durch einiges Räuspern befreit, berichtete er: „Da mein Kamerad beschäftigt war, übernahm ich es, die Meldung von unserem Eintreffen zu erstatten. Ich hielt mich aber nicht berechtigt, etwas von der Havarie zu sagen, zumal ich mir über ihren Umfang nicht klar war. Vielmehr glaubte ich, annehmen zu müssen —“

„Sie glaubten, annehmen zu müssen — sehr gut!“

„Nahm ich an, das könne der Herr Kommandant erst feststellen. Es sei für ihn überhaupt das beste, wenn er so bald als möglich zurückkäme.“

„Für ihn das beste — sehr gut!“

„Zu Befehl, Herr Admiral.“

„Na — weiter!“

„Wie ich nun wußte, der Herr Kommandant sei in Varel, fiel mir auf dem Wege hierher ein, daß in Varel gerade Theater gespielt würde. Da Herr Unterleutnant Meyer mir nun als sehr kunstfönnig bekannt ist, dachte ich mir, er werde gewiß zu einer Vorstellung hinübergereist sein.“

„Ein sehr kunstfönniger Herr, Ihr Herr Kommandant! Und —“

„Da fertigte ich, ehe ich hierher kam, die Depesche ab — und zwar, weil ich mich in meiner Annahme irren konnte und überhaupt der Sicherheit wegen, an einen zuverlässigen Beamten, an den Herrn Stationsvorsteher in Varel.“

„Ausgezeichnete Idee!“ sagte der Admiral. „Und die Depesche lautete?“

„Stationsvorstand Varel. Bitte um Mitteilung an Unterleutnant Meyer — vermutlich dort Theater — ‚Blutegel‘ mit Havarie drinnen. Admiral wartet.“

„Admiral wartet! Groß—artig! — Hat mindestens zehn Silbergröschchen gekostet!“

„Zu Befehl, zwölft. Aber der Herr Stationsvorstand ist doch auch findig gewesen!“

„Fabelhaft! Und für ein so unbezahlbares Telegramm ist das noch gar kein Geld! Nur haben Sie Ihren Herrn Kommandanten, statt ihn herauszureißen, erst recht hineingelegt, mein Lieber.“

„Verzeihung, Herr Admiral! Ich nahm natürlich an, Herr Unterleutnant Meyer würde sich erst den ‚Blutegel‘ ansehen und dann die Meldung machen. Das wäre auch wohl geschehen, wenn —“

„Nun, heraus damit!“

„Wenn — er nicht so unglaublich betrunken gewesen wäre.“

„Stimmt!“ sagte der Admiral. Und da dies unter vier Augen verhandelt ward, nahm er den Rabetten, ohne zu wissen, daß es ein so strebsamer Schwiegersohnaspirant sei, beim Ohrläppchen und rief: „Ihr seid doch eine ganz verfluchte Bande! Man weiß nicht, was größer ist, eure Gerissenheit oder eure Dämlichkeit? — Na, Kameradschaft kennt ihr wenigstens zur Not, und so ist Polen vielleicht noch nicht verloren. — Jetzt hinaus, und tanz mal mit Billi!“

Darauf drehte er den kleinen Hansen an der Schulter herum und applizierte ihm einen väterlich ermunternden Schlag auf die stramme Gegend unterhalb von Hansens kurzer Jacke.

Er selber folgte schmunzelnd, um sich durch ein Begütigungstänzchen mit der Frau Admiralin dem er-

höhten Vergnügen anzuschließen. Gott sei Dank, den schönen Meyer war er aus seiner Familie los für alle Zeiten!

\* \* \*

Tags darauf dampfte Steuermann Hornschuh, der über das Geburtstagsfaß den Abgang seines Schiffes zu spät erfahren, in der Dampfbarke des „Ironsnapper“ dem „Blutegel“ ins Dock nach.

„Det hab' id ja jewußt,“ bemerkte er zu seinem Freunde, dem Feuerwerker, „so wat kommt immer von die Liebe und det Inseeßen! Nur von Muußen hätte id mir mehr erwartet.“

Mit Hornschuh fuhren der neue Kommandant, die neuen „wachhabenden Offiziere“ für den Tender, drei im Geruche einer entwickelten Zuverlässigkeit stehende junge Leute, desgleichen ein neuer und angenehmer Steuermannsmaat.

Die rückführende Barke führte dem „Ironsnapper“ vier gestürzte Größen zu.

Der Admiral hatte ein kriegsgerichtliches Verfahren nicht „für gegeben“ erachtet, sondern kurz ein patriarchalisches Urteil gefällt, bei dem alle Betroffenen sich beruhigten.

Den Eindruck eines Leidtragenden erweckte eigentlich nur Steuermannsmaat Muuß, dem wegen „Verlassen seines Postens in einem kritischen Augenblick“ außer der Ablösung drei Tage Mittelarrest verordnet waren.

Dem schönen Max lag die Genicktheit überhaupt nicht. Er hatte sich freiwillig zum Tragen der Reparaturkosten erboten. Während seines fünftägigen Kammerarrestes beabsichtigte er, bei bescheidenem Moselwein nachzudenken, wie er ohne Unbequemlichkeiten sein Ver-



hältnis zu der etwas anspruchsvollen Dame in Varel lösen könne, denn er vermochte ungeachtet des erheblichen elterlichen Wechsels doch nicht gleichzeitig die Reparaturkosten für S. M. Schiff und den Schutz der darstellenden Künste auszuhalten.

Der gute Heier war heidenfroh, von dem Alpdruck der Kosten erlöst zu sein. Den Weinagenten hatte er vorläufig wieder aufgesteckt und sich mit vier Wochen Bordarrest zufrieden gegeben, während der kleine Hansen sich hatte bescheinigen lassen müssen, daß er „noch die nötige Reise zu einem mit Verantwortung verbundenen Posten vermissen ließe“.

Natürlich — so hieß es in der Radettenmesse — da haben wir sie auf einmal wieder!

Und der schöne Max hatte in der Barkasse zu den beiden mit erhobener Nase gesagt: „Ich pflege immer aus der Not eine Tugend zu machen. Ich trage Ihnen auch nichts nach, meine Herren. Ich war ein großes Rüsselvieh! Sie, lieber Heier, waren ein bedeutendes Kamel, und Sie, kleiner Hansen, zwar kameradschaftlich, aber ein Affe. — Kamel und Affe gehören zusammen — daher Ihre Untrennbarkeit, meine Herren!“

Das war die ganze Rache des ebenso erhabenen wie schönen Meyer.

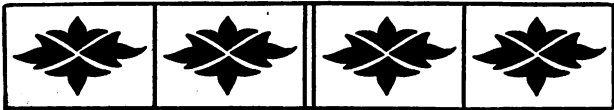
Der kleine Hansen dachte: „Affe? Wenigstens habe ich mir nie solchen gekauft wie du!“ Und da Herr Meyer sich selber mit Nachdruck animalisch eingeschätzt hatte, so hielten die beiden Exoffiziere dafür, eine Forderung sei dieses Mal noch zurückzuhalten.

Abgesehen von der zweifellos höchst unangenehmen Rückkehr in den rauhen Schoß des „Ironsapper“ fand Hansen, daß er allein wirklich wieder einen kolossalen Dufel gehabt hätte. Nämlich er hatte erstens bei Heier

in Frieden und Freundschaft die beziehungsweise Anwartschaft auf den freundlichen Schwiegersohnposten beim Admiral durchgesetzt, und zweitens war er von Billi zum Sonntag „auf die Reste“ eingeladen worden.

„Einen Strumpf, auch wenn er weiß ist,“ sagte der kleine Hansen zu sich, „küsse ich höchstens mal beim Geburtstagsfest. Jetzt gibt's für mich nur Rosenlippen!“





## Moderner Federschmuck.

Von M. Elsner.

Mit 8 Bildern.

(Nachdruck verboten.)

Wenn sich die kostbare Feder als Haar- und Hut- schmuck beim weiblichen Geschlecht auch von jeher besonderer Beliebtheit erfreut hat, so ist sie doch durch die Mode kaum je in so hohem Maße bevorzugt worden wie in der allerjüngsten Zeit. Weder der wagentrad- große Riesenhut noch die winzigste Toque können heute dieses Schmuckes entraten, dessen eigenartiger Reiz bei diskreter und geschmackvoller Verwendung ja in der That von niemand in Abrede gestellt werden kann.

Die abscheuliche und von allen Tierfreunden mit Recht nachdrücklich bekämpfte Unsitte, ganze Vogel- bälge zur Garnierung von Hüten zu verwenden, ist dabei erfreulicherweise mehr und mehr dem Bestreben gewichen, die einzelne Feder durch die Anmut ihrer Form und Färbung wirken zu lassen, und namentlich soweit es sich dabei um die in erster Reihe stehende Straußfeder handelt, gibt diese Modelaune auch dem leidenschaftlichsten Fanatiker der Vogelschutzbewegung keinen Anlaß zu sittlicher Entrüstung. Denn die weit- aus überwiegende Mehrzahl dieser schönsten aller Schmuckfedern stammt nicht von wilden Straußen, die zum Zwecke der Federgewinnung gejagt und getödtet worden sind, wie es wohl früher in ebenso barbarischer als unsinniger Weise geschah, sondern aus den Straußen-

farmen, deren günstige Zuchtergebnisse keine Besorgnis mehr aufkommen lassen, daß der wertvolle Vogel jemals ausgerottet werden könnte.

Allerdings stehen die so gewonnenen Federn an Schönheit und darum auch an Kostbarkeit nicht unwesentlich hinter denen des wilden Straußes aus der Syrischen Wüste, den sogenannten Aleppo-federn, zurück, für die bei der gegenwärtigen günstigen Konjunktur außerordentlich hohe Preise gezahlt werden. Außer ihnen unterscheidet man im Handel noch zwischen Berber-, Senegal-, Nil-, Mogador-, Kap- und Jemenfedern, wobei die Reihenfolge unserer Aufzählung auch zugleich die Stufenfolge der Wertschätzung bezeichnet.

Bekanntlich sind es sowohl die Flügel- wie die Schwanzfedern, die



Phot. Illustrations Bureau.  
Rotarde aus weißen Straußfedern.

für Schmuckzwecke in Betracht kommen. Namentlich die vier weißen Flügelfedern oder Awahni der männlichen Tiere, die sehr dicht und wollig gebartet, mindestens 10 Zentimeter breit, 33 Zentimeter lang und 33 bis 34 Gramm schwer sind, werden sehr hoch geschätzt. Die braunen oder grauen Federn der weiblichen Vögel stehen bedeutend niedriger im Preise. Auch die grauen und braunen, den Marabusfedern ähnlichen Federn des südamerikanischen Straußes können mit denen des afrikanischen nicht in Wettbewerb treten.

Bei weißen und sattschwarzen Exemplaren begnügt man sich mit dem Waschen, dem Bleichen durch Wasserstoffsuperoxyd und dem Kräuseln mit Hilfe eines stumpfen Messers, da eben einer ihrer wesentlichsten Reize in der Erhaltung ihrer natürlichen Farbe besteht. Am meisten gesucht sind Federn von einem natürlichen, tiefen und gesättigten Schwarz. Auch der Nichtfachverständige kann sie von den künstlich gefärbten unschwer unterscheiden, da die Versuche, weiße Federn in schwarze umzuwandeln, bisher trotz aller Bemühungen befriedigende Ergebnisse noch nicht geliefert haben.

Den in ihrem Naturzustande weniger ansehnlichen grauen und braunen Federn pflegt man mit Anilinfarben die gerade von der Mode bevorzugten Farbtöne zu geben. Zu Tufts und Agraßen vereinigt oder zu sogenannten Pleureusen geknüpft, kann man sie heute auf unseren Damenhüten in allen Farben des Regenbogens bewundern. Niemand aber wird behaupten wollen, daß eine grüne, gelbe oder blaue Straußfeder von sonderlich herzerfreuender ästhetischer Wirkung sei.

Die ersten fünf der unserer Skizze beigegebenen Abbildungen veranschaulichen die Mannigfaltigkeit der Verwendungsmöglichkeiten, die die graziöse Strauß-



Phot. Central News.

Farbige Straußfeder als Hut schmuck.

feder darbietet. Sie läßt sich jeder Hutform anpassen und ist an Vornehmheit der Wirkung von keinem anderen Schmuck zu übertreffen. Bis zu welcher Höhe diese Wirkung durch den guten Geschmack der Trägerin gesteigert werden kann, beweist recht augenfällig der auf Seite 209 abgebildete Kopfschmuck, den sich die Pariser Schauspielerin Jane Renouardt „komponiert“



Phot. Central News.

Hutgarnierung aus aufrechtstehenden weißen Straußfedern.

hat. Der Federnstuf und die aus ihm emporwachsende, ausgesucht schöne schwarze Einzelfeder sind auf einem breiten, goldgestickten Bande befestigt und mit einer zu beiden Seiten des Gesichts auf die Schultern herabfallenden Perlenkette umwunden, während aus den Stirnlöchern der

Trägerin ein großer Goldtopas mit mildem Glanze leuchtet.

Riesige „Pleureusen“, wie die auf Seite 210, sind natürlich niemals reines Naturprodukt, da Straußfedern von solcher Größe und so üppiger Bebartung nicht vorkommen, sondern sie bestehen aus einer — allerdings oft sehr geschickt und täuschend hergestellten — Vereinigung einer mehr oder weniger beträchtlichen Anzahl von kleineren Federn. Es mag zugegeben werden, daß sie bei richtiger Verwendung für manches Gesicht und manche Gestalt überaus kleidsam sind; ein feiner

Geschmack aber dürfte, allen Modelaunen zum Trost, doch immer der wundervoll geschwungenen und ge-



Phot. Underwood & Underwood.

Ein phantastischer Kopfschmuck aus Straußfedern.

lockten Einzelfeder in ihrer natürlichen, unverkünstelten Gestalt den Preis zuerkennen.

Sehr begreiflich, aber für den Tierfreund recht beklagenswert erscheint der Wettbewerb, in den unter dem Einfluß der herrschenden Mode die Reiherfeder mit der Straußfeder getreten ist. Denn hier ist in der



Es hat beinahe jedes Exemplar mit dem Leben eines schönen und leider ohnedies immer seltener werdenden Vogels bezahlt. Schon im Mittelalter wurden ja die zierlichen Federbüschel vom Hinterkopf des Reihermännchens als Helmschmuck getragen. Die schönsten



Phot. Central News.

### Große „Pleureuse“ aus weißen Straußfedern.

von ihnen sind tiefschwarz und gleichen einem Bande, das oben zugespitzt und an den Rändern zart gefasert ist. Diese Prachtstücke kommen heute vornehmlich aus Sibirien, Indien, vom Senegal und aus Guyana. Graue und bläuliche Reiherfedern kommen aus Ungarn, Dalmatien und Preußen. Die sogenannten Aigrettes sind weiße Federn mit sehr dünnem Schaft, von dem in kleinen Zwischenräumen feine, paarweise gestellte Fäserchen von seidensartigem Glanz und silberweißer Farbe auslaufen. Sie stammen vom Silberreiher, einem sehr schlank gebauten, reinweißen Vogel, der Südeuropa, Mittel- und Südasiens, Afrika und Australien bewohnt, in der Umgebung des Kaspiischen Meeres sehr häufig ist und in Deutschland fast gar nicht mehr vor-

kommt. Im Hochzeitskleide ist er durch lange, weitstrahlige Rückenfedern ausgezeichnet, und von allen Reiherarten ist es die feinige, die von jeher am meisten unter der erbarmungslosen Verfolgung durch den Menschen zu leiden hatte.

Mehr oder weniger wertvolle Schmuckfedern liefern auch: der Kuhreihher, den man noch sehr zahlreich in den Nilländern und in Westasien antrifft, der Nachtreihher und der Rahnschnabel. Als die Hauptausfuhrländer für Reiherfedern können zurzeit China, Indien, Tongking und Amerika gelten, welches letztere in dem südamerikanischen Silber- und Seidenreihher einen rücksichtslos ausgebeuteten Lieferanten besitzt.

Ermutigt durch die ausgezeichneten Erfolge der



Phot. Newspaper Illustrations.

Aligrettes aus weißen und schwarzen Reiherfedern.

Straußenzucht, hat man während der beiden letzten Jahrzehnte wiederholt den Versuch gemacht, auch den bei den jetzigen Jagdmethoden in absehbarer Zeit dem Untergange geweihten Reiher durch Züchtung vor der Ausrottung zu bewahren. In der Nähe der Stadt

Tunis wird diese Zucht seit dem Jahre 1895 mit befriedigendem Erfolge betrieben. Man füttert den Silberreiher dort mit dem Fleische gefallener Zugtiere; die Kosten des Unterhalts belaufen sich im Jahre auf ungefähr 4 Mark für den einzelnen Vogel, während er an Pufffedern einen Ertrag von durchschnittlich 28 Mark liefert. Außer jenem wohlfeilen Futter beanspruchen die gefangenen Reiher in ihren Gehegen nur Wasser,



Phot. Illustrations Bureau.

Schwarzer Reiherbusch von seltener Schönheit.

Bäume und reichlichen Bewegungsraum. Können ihnen diese gewährt werden, so brüten sie regelmäßig, und die Schmuckfedern der gezüchteten Tiere stehen denen der in Freiheit lebenden an Schönheit nur wenig nach. Immerhin fehlt es bis jetzt an ausreichenden Erfahrungen

für die Beurteilung der Frage, ob eine im großen betriebene Reiherzucht auch anderswo als lohnend empfohlen werden könnte.

Wie die Straußfeder da, wo es auf ein billiges Surrogat ankommt, durch entsprechend „frisierte“ Federn des Habichts, des Birkhuhns und anderer häufig vorkommenden Vögel nachgeahmt wird, so gibt es auch „unechte“ Reiherfedern, die zumeist der Kranich hergeben müssen. Aber man braucht keineswegs sachverständig zu sein, um die unterscheidenden Merkmale

leicht zu erkennen. Reihbüsche von ausgesuchter Schönheit zeigen unsere Abbildungen auf Seite 211 und 212. Aus so erlesenen Federn zusammengesetzte Zigarettes übertreffen an Kostbarkeit allerdings die schönsten und größten Straußfedern um ein beträchtliches; der warmherzige Freund der Natur aber kann sie aus den oben erwähnten Gründen gewiß nur mit sehr gemischten Gefühlen betrachten.

Die allerhöchsten Preise freilich werden in unseren Tagen für das Gefieder der verschiedenen Paradiesvogelarten gezahlt, deren Farbenpracht ja in der Tat unübertroffen dasteht. Die gänzliche Ausrottung dieser von der Natur so verschwenderisch geschmückten Geschöpfe ist ohne Zweifel nur noch eine Frage



Phot. Illustrations Bureau.  
Federpelzwerk.

der Zeit, und sie wird leider auch dadurch nicht aufgehalten werden können, daß die deutsche Regierung für ihre in den Tropen gelegenen Gebiete seit 1892 eine Schonzeit für Paradiesvögel eingeführt hat. Hier sollte unsere Damenwelt in der Tat etwas mehr Einsicht zeigen, indem sie freiwillig auf einen Schmud verzichtet, der nur durch den brutalsten Vandalismus gewonnen werden kann, oder man sollte dem Beispiel der Engländer folgen, bei denen sich eine sehr zielbewußt und energisch vorgehende Liga gegen das Tragen von Vogelbälgen und Vogelfedern gebildet hat, deren Beschaffung seltener Arten mit völliger Vernichtung bedroht.

Wie hübsch sich ein feines Federpelzwerk in Verbindung mit Hermelin verwenden läßt, sehen wir auf unserem letzten Bilde. Strauß- und Marabufedern sind dazu ebenso wohlgeeignet wie die Bälge verschiedener Wasservögel, von denen die sogenannten Grebenfelle mit Recht für die schönsten gelten. Sie stammen von verschiedenen Steiþfüßen, besonders vom Haubentaucher, und lassen sich sowohl zu Besäzen wie zu Kragen, Muffen und Baretten ebenso leicht und wirkungsvoll verarbeiten wie das Pelzwerk der Säugetiere.





## Mannigfaltiges.



(Nachdruck verboten.)

**Bild und Liebe.** — Auf der Londoner Kunstausstellung des Jahres 1854 hing ein kleines Porträt. Ein Paar blaue Augen voll schelmischen Lachens, ein Grübchen, das, während man es betrachtete, zu kommen und gehen schien, ein kleiner, rosiger Mund und ein zierliches Köpfchen, von goldenen Locken umrahmt. Auf diesem Gesicht hafteten die Blicke von Edward Fortescue, einem Sprößling der reichen und vornehmen Familie dieses Namens. Das Bild war von einem jungen unbekanntem Künstler und trug den einfachen, aber ausdrucksvollen Titel: „Frühling“. Bei dem Betrachten dieses schönen, jugendlichen Gesichts mit seinen heiteren, schelmischen Augen verlor Edward Fortescue sein Herz. Er nahm sich vor, um jeden Preis das Original dieses Bildes aufzufinden, und nach wochenlangem Suchen traf er endlich den Künstler in einem weltfernen Dorfe in Wales. Von ihm erfuhr er, daß seine Schwester ihm als Modell zum „Frühling“ gefessen hatte. Aber leider war sie vor wenigen Wochen, nachdem er den letzten Pinselstrich an seinem Werke getan hatte, plötzlich am Herzschlage gestorben.

Fortescue war untröstlich. Tag und Nacht verfolgte ihn das holde Gesichtchen. Keine andere Schönheit, und mochte sie die hervorragendste sein, hatte für ihn noch Reiz. Jahrelang suchte er sich durch große Reisen zu zerstreuen, aber die blauen Augen waren stets hinter ihm her. Nach seiner Rückkehr widmete er sich der Politik und lebte viel in Gesellschaft, aber Trost fand er nicht, und das schöne Gesicht wurde er nicht los. An einem Dezembertage des Jahres 1866 fand man ihn in

seinem Bette tot. In seiner Hand hielt er ein Miniaturbild des „Frühling“. —

Ein indischer Radschasing durch dieselben Räume der Großen Kunstausstellung von 1856, als seine Aufmerksamkeit durch ein Gemälde „Perseus und Andromeda“ gefesselt wurde. „Wer ist das Original dieses schönen jungen Weibes?“ fragte er seinen Begleiter, indem er auf Andromeda deutete.

„Ich weiß es nicht, Hoheit,“ lautete die Antwort. „Aber ich will mich beim Künstler erkundigen.“

Die Adresse des Malers war im Bureau bekannt, und unverzüglich fuhr der Radschah zu ihm. „Sagen Sie mir, wer Ihre Andromeda ist, und ich zahle Ihnen fünfhundert Pfund für das Bild,“ schlug er dem Maler vor.

Dieser teilte ihm mit, daß das Original die Tochter eines benachbarten Grünkrambahändlers sei.

„Lassen Sie sie sofort holen,“ befahl der Radscha.

Nach einer halben Stunde erschien das junge Mädchen in Begleitung ihres Vaters im Atelier, und das Original erwies sich fast noch schöner als das Bild. So entzückt war Seine dunkle Hoheit, daß sie dem Vater eine ungeheure Summe für die Erlaubnis bot, „Andromeda“ seinem Harem einverleiben zu dürfen. Aber umsonst. Vater und Tochter wiesen sein Anerbieten mit Entrüstung zurück, und Seine Hoheit entfernte sich ganz empört darüber, daß er weder mit seinem hohen Rang noch mit seinem vielen Gelde ein englisches Mädchen kaufen konnte. —

Anfang der achtziger Jahre blieb ein militärisch aussehender Herr, dessen gebräuntes Gesicht zeigte, daß er lange in den Tropen gelebt hatte, plötzlich vor einem Bilde der Pariser Ausstellung stehen, das ein junges Weib darstellte, wie sie sich über eine Wiege beugte. „Mutterglück“ hieß es. Mehrere Minuten lang stand er vor dem Bilde, und seine Augen waren auf die geschmeidige und anmutige Gestalt so starr gerichtet, als könnte er seine Blicke nicht davon wenden. Endlich riß er sich gewaltsam los, begab sich in das Bureau der Ausstellung und erkundigte sich hier, ob das Bild zu verkaufen sei. „Ich glaube nicht,“ erhielt er zur Antwort, „der Künstler wohnt

jedoch in der Nähe. Hier haben Sie seine Adresse.“ Nach Verlauf weniger Stunden hatte er sein Modell gefunden, und wenige Monate darauf brachte folgende Notiz in einer Londoner Zeitung die Aufklärung für den Zauber, den dieses Bild auf den fremden Herrn ausgeübt hatte: „Zwischen dem Obersten H. von der Indischen Armee und der schönen jugendlichen Witwe des Malers S., die seit dem Tode ihres Gatten in recht traurigen Verhältnissen gelebt hat, soll jetzt eine Heirat zustande kommen. Wie wir hören, waren der Oberst und die Witwe schon vor Jahren verlobt, und die Hochzeit stand unmittelbar bevor, als der Vater der Braut, General B., seine Einwilligung zur Heirat auf das entschiedenste verweigerte. Bei einem Besuche der diesjährigen Großen Kunstausstellung erkannte nun der Oberst auf einem Gemälde das Bild seiner Jugendliebe. Er suchte das Original auf, das alte Verhältnis wurde erneuert, und unter den Klängen der Hochzeitsglocken wird dieser Roman aus dem Leben sein Ende finden.“ —

Auf der Ausstellung von 1878 erregte ein kleines Bild das große Interesse eines reichen Australiers. Es stellte eine Wiese dar, auf der lachender Sonnenschein ruhte. Im Vordergrund stand ein anmutiges junges Mädchen, den Rechen in der Hand und auf dem Kopfe einen großen Strohhut, unter dem ein Paar blaue Augen sehnsüchtig hervorguckten. Beim Anblick dieses Gesichtchens im großen Strohhut konnte der Australier einen Ausruf des Erstaunens nicht unterdrücken, denn er sah das genaue Ebenbild des jungen Mädchens vor sich, das er vor Jahren geliebt und verloren hatte, ehe er das Weltmeer durchkreuzte, um in fernen Ländern sein Glück zu suchen.

Er erkundigte sich nach dem Maler, und durch diesen erfuhr er die Adresse seines Modells. In einer kleinen Dachkammer fand er das junge Mädchen, und aus ihrem Munde hörte er die Bestätigung dessen, was er geahnt hatte. Sie war wirklich die Tochter seiner einstigen Liebe. Diese hatte sich unglücklich verheiratet, war gestorben und hatte ihr Kind vollkommen mittellos zurückgelassen. Durch Modellstehen verdiente sich das junge Mädchen seinen dürftigen Lebensunterhalt.



Nach einigen Monaten lehrte der Australier in seine neue Heimat zurück. Aber nicht allein, denn das schöne Modell begleitete ihn als seine Frau, und heute ist sie eine der gefeiertsten und beliebtesten Schönheiten in der besten Gesellschaft von Sydney.

J. C.

**Fühlen Tiere Todesangst?** — Diese Frage hat der Direktor des Pariser Schlachthofes Herlequin in einer unlängst in der französischen Fachzeitschrift für Tierärzte veröffentlichten, äußerst interessanten Abhandlung entschieden bejaht. Er schreibt: „In dem großen Schlachtraum für Rinder bemerkte ich zum ersten Male, daß einige dieser Tiere, die mitansahen, wie einer ihrer Artgenossen nach dem anderen durch den Schuß der vor die Stirn gebundenen Explosionstappe wie vom Blitz getroffen umsank, ein dumpfes, ganz eigenartiges Brüllen ausstießen, wie man es von Rindern sonst nie zu hören bekommt. Gleichzeitig überlief ihre Haut ein leises Zucken, das sich bis zum deutlich sichtbaren Zittern des Unterkiefers verstärkte. Auch die Augen der Rinder zeigen beim Anblick ihrer betäubt umfallenden Artgenossen fast regelmäßig eine deutliche Weitung der Pupille, die desto stärker ist, je näher die Tiere an die Schlachtstände herangeführt werden. Bei Schafen konnte ich ähnliche Anzeichen einer großen inneren Erregung beobachten, darunter hauptsächlich ein häufiges ängstliches Blöken und fortwährendes Scharren mit den Vorderfüßen. Schweine dagegen schienen mir zunächst gegen den Anblick ihrer dem Messer soeben zum Opfer gefallenen Gefährten ganz gefühllos zu sein, bis ich durch eine ältere Schrift des Philosophen Berrière ‚Seelenleben der Tiere‘, die mir zufällig in die Hände geriet, eines Besseren belehrt wurde. Berrière behauptet unter anderem, daß manche Tiere aus Todesfurcht förmlich gelähmt werden.“

In Calzier, einer kleinen Stadt Nordfrankreichs, so berichtet er, war einmal unter den Hunden eine Tollwutepidemie ausgebrochen, worauf die Behörde sämtliche Hunde einfangen und töten ließ. Zu derselben Zeit weilte ich zum Besuche eines alten Freundes in Calzier und, begierig, überall Material für mein soeben begonnenes Werk zu sammeln, wohnte ich dem Massenmorde der armen Hunde bei. Diese waren in einer leeren

Scheune eingesperrt worden, und dort verrichteten zwei Männer mit eisernen Keulen die Hentersarbeit. Ein Schlag auf die Stelle, wo die Schädelbede sich zur Schnauze verlängert, führte einen raschen, schmerzlosen Tod herbei. Interessant für mich als Forscher war es — ich bin sonst ein großer Hundliebhaber und fühlte als Mensch inniges Mitleid mit den bedauernswerten Verurteilten —, das Benehmen der Hunde zu beobachten, die unter den dumpfen Schlägen der Keulen einen der Ihrigen nach dem anderen umsinken sahen. Die wenigsten versuchten, den Hentern zu ent schlüpfen. Fast alle standen sie mit hängenden Schwänzen da und stierten vor sich hin. Diese Regungslosigkeit ging so weit, daß man die einzelnen Tiere wie eine tote Masse zur Seite schieben konnte, wobei sie kaum die Beine hochhoben. Dieses seltsame Gebaren machte den Eindruck, als ob die Tiere vor Entsetzen völlig gelähmt wären. Um zu prüfen, ob hier tatsächlich durch Erregung hervorgerufene Lähmungs Zustände vorlagen, stach ich einigen der Hunde mit einer Nadel in die Haut. Sie reagierten darauf nur durch zuckendes Zusammenziehen der betreffenden Hautpartie. Für mich steht es hiernach fest, daß lediglich die Todesangst diese Gefühllosigkeit hervorgerufen hatte. Später setzte ich diese Versuche in dem Schlachtraume eines Fleischers fort und fand, daß auch bei Schweinen ähnliche Lähmungser scheinungen eintreten, wenn sie dem Schlachten ihrer Artgenossen beiwohnen.

Alle die angeführten Erscheinungen werden offenbar durch die Todesangst veranlaßt, wobei der Blutgeruch als Grund für die aufsteigende Todesfurcht eine bedeutende Rolle spielen mag. Bekanntlich sträubt sich jedes Tier mit aller Macht gegen das Betreten eines Raumes, in dem der Geruch des Blutes seiner Artgenossen die Luft erfüllt, ein Beweis, daß der Dunst des roten Lebensaftes auf die Tiere eine abschreckende Wirkung ausübt.“

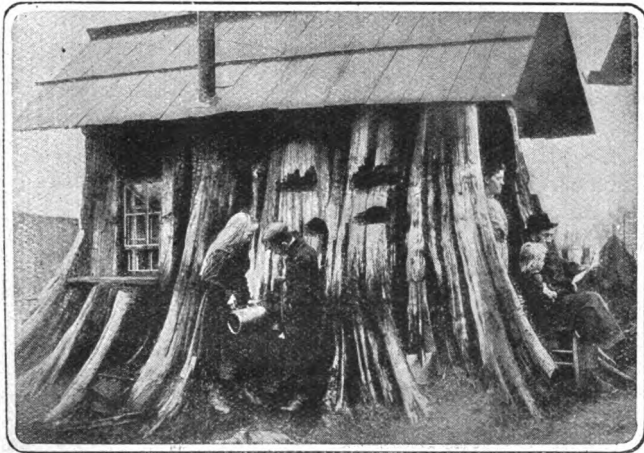
Daß auch bei Pferden deutliche Anzeichen von Todesfurcht zu bemerken sind, wissen wir schon aus den Berichten von Schriftstellern des Altertums. Häufig findet man den angstvollen Schrei des in Todesgefahr befindlichen Rosses erwähnt. Im Kriege 1870/71 wurde von den Teilnehmern an den großen

Reiterattaden bei Mars la Tour und Vionville beobachtet, wie die Pferde im Kugelregen stets ein ängstliches Wiehern ausstießen und ihnen vor Aufregung ganz plötzlich starker Schaum vor die Nüstern trat. „Nach den letzten Kämpfen um Metz, die der völligen Einschließung dieser Festung vorausgingen,“ schreibt ein Offizier in seinen Kriegserinnerungen, „waren die überall auf den Schlachtfeldern umherirrenden, zum Teil verwundeten Pferde auf einem großen Platze zusammengetrieben worden, um dort untersucht und im Falle der Unbrauchbarkeit erschossen zu werden. Die zum Erschießen abkommandierten Leute standen unter meinem Befehl. Es war eine traurige Aufgabe, die uns oblag, und wir erfüllten sie nur mit großem Widerwillen. Die dem Tode verfallenen Tiere standen in einer Ede, wohl an die fünfhundert Stück. Dicht dabei lag ein tiefer Steinbruch. Da wir die Pferde unmöglich sämtlich in der Erde verscharren konnten, wurden die armen Todestandidaten dicht an den Rand des Abhanges geführt und erhielten dort von rückwärts eine Gewehrflugel durch den Kopf, so daß sie in den Steinbruch rollten. Bei dieser schauerlichen Arbeit konnte ich so recht beobachten, wie gut die Tiere wußten, was ihnen bevorstand. Ihr ängstliches Schnauben griff uns, die wir doch schon genug Jammer und Elend in dieser kurzen Zeit seit Beginn des Krieges geschaut hatten, tief ans Herz. In den klugen Augen lag deutlich der Ausdruck der Todesfurcht. Ihre Flanken schlugen, und der ganze Körper schwitzte, wie ich es nie wieder bei Pferden gesehen habe. Viele, die nur leicht verwundet waren, wollten sich durchaus nicht an den Rand der Schlucht bringen lassen. Sie schlugen aus, bissen um sich und zitterten dabei vor Aufregung. Sie wußten eben, daß ihnen an jener Stelle dicht am Abhang der Tod drohte. Meine Leute und ich waren froh, als diese Schlächtereie beendet war. Nie werde ich jene Stunden vergessen.“ W. R.

**Eine Baumwohnung am Pugetjund.** — Der Pugetjund, eine 5200 Quadratkilometer große, von vielen Inseln durchsetzte Bucht des Großen Ozeans in dem nordamerikanischen Staate Washington, bietet in dem walddreichen Gelände, das ihn umschließt, ein für Ansiedler sehr zukunftreiches Gebiet.

Der Einwandererstrom nimmt daher in diesem Teil der Nordwestküste des erwähnten, zur Union gehörigen Staates beständig zu. In kurzer Zeit sind hier die Städte Seattle, Tacoma, Olympia und Port Townsend aufgeblüht. Sehr bedeutend ist schon jetzt der Handel mit Lachsen und Holz.

Auf große Bequemlichkeiten dürfen allerdings die Ankömmlinge, die sich mehr im Innern des Landes ansiedeln, um es urbar zu machen, nicht rechnen. Zur Gewinnung von



Phot. International Press Photo Co.

Eine Baumwohnung in einem Gelbkiefernstumpf  
am Pugetsund.

Ackerland muß zunächst der Wald, der vorzugsweise aus Gelbkiefern und Weymouthkiefern besteht, niedergeschlagen werden. Mit der Unterkunft der Ansiedler ist es während dieser Periode recht dürftig bestellt. Man muß sich mit einer armseligen Holz-  
hütte begnügen.

Daher sind erfinderische Köpfe verschiedentlich auf den Gedanken geraten, die stehengebliebenen Stümpfe der riesigen Gelbkiefern selbst zur einstweiligen Unterkunftshütte auszunützen. Derartige Stümpfe haben oft eine Höhe

von doppelter Mannslänge und mehr, da hier die knorrigen Seitenvorsprünge des Baumes aufhören und sich deshalb der Stamm von Gerüsten aus leichter mit der Art anbauen läßt. Man hackt aus dem Stumpf das gelbe, harzreiche Kernholz heraus, schneidet aus der Stammwand Öffnungen für die Tür und ein Fenster aus, überdeckt den Hohlraum mit einem Dach und hat nun eine Hütte, in der es sich ganz erträglich wohnen läßt. Th. S.

**Viktor Emanuel und Napoleon.** — Gegen Napoleon III. lehrte Viktor Emanuel einmal, als er gereizt wurde, seinen Stolz auf seine altdynastische Abstammung heraus. In dem Buche „Das Tagebuch eines Diplomaten in Italien“, das Baron d'Ideville erscheinen ließ, ist der Vorfall folgendermaßen erzählt.

Napoleon III. schrieb eines Tages auf Andringen der Kaiserin Eugenie dem Könige von Piemont einen Brief, in dem er jenen an einige Mittelitalien betreffende Abmachungen erinnerte, die früher in Aussicht genommen worden waren.

Viktor Emanuel nahm diese Mahnungen sehr übel auf und machte seinem Unwillen bei Gelegenheit eines Balles, der im Schlosse zu Turin stattfand, Luft. Er zog den damaligen Gesandten Frankreichs, Fürsten de Latour d'Auvergne, in einen Nebensalon und gab ihm ohne Rückhalt zu verstehen, welchen Eindruck der Brief des Kaisers der Franzosen auf ihn gemacht. „Was ist denn dieser Mensch?“ rief Viktor Emanuel, außer sich vor Zorn. „Der letzte der Souveräne, ein Eindringling! Er soll sich doch erinnern, wer er ist und wer ich bin, ich, der Chef der ersten und ältesten Rasse, die in Europa herrscht!“

Der unglückliche Gesandte mußte den ganzen Zorn des Königs über sich ergehen lassen und begnügte sich, zu erwidern: „Sire, erlauben Sie mir, auch nicht ein Wort von dem gehört zu haben, was Eure Majestät gesprochen.“

Der König suchte später den Gesandten nochmals auf, klopfte ihm auf die Schulter und flüsterte ihm ins Ohr: „Es ist gerade nicht unbedingt notwendig, mein lieber Fürst, daß Sie unser Gespräch nach Paris berichten. Sie haben ja übrigens selbst gesagt, daß Sie nichts gehört haben.“ C. S.

### Wie die Führer des Boxeraufstandes bestraft wurden. —

Interessant und für den Charakter der chinesischen hohen Würdenträger überaus bezeichnend ist das Schlußkapitel jenes Boxeraufstandes, der im Jahre 1900 der ganzen kultivierten Welt manche bange Stunde bereitete, die Bestrafung der Leiter dieser gefährlichsten fremdenfeindlichen Bewegung der Neuzeit. Bisher wußte man über das Ende jener Hauptträdelführer der Boxer nur das wenige, was in wirren Gerüchten in den chinesischen Städten von Mund zu Mund ging und so auch, natürlich in groben Entstellungen, zu Ohren der Ausländer und weiter in die Zeitungen der verschiedenen Länder gelangte. Erst jetzt ist durch das auf Grund von Staatsdokumenten und des persönlichen Tagebuchs des Oberhofmarschalls der Kaiserin-Witwe von China geschriebene englische Werk „China unter der Kaiserin-Witwe“ über den Tod der Boxerführer Genaueres bekannt geworden.

Im Februar 1901 hatte der chinesische Hof nach nicht mißzuverstehenden Drohungen der gegen China verbündeten Mächte endlich die Todesurteile gegen die fünf Hauptschuldigen erlassen. Unter diesen befanden sich der Großrat Chao und der kaiserliche Prinz Chuang. Bei diesen beiden hatte die Kaiserin jedoch das Urteil insofern umgeändert, als sie sich selbst entleiben durften.

Der Selbstmord Chao's, der nach dem Dekret der Regentin bis fünf Uhr nachmittags desselben Tages erfolgt sein mußte, wird wie folgt geschildert: Dem Gouverneur Tsen wurde befohlen, Chao im Gefängnis das Urteil vorzulesen.

Nachdem dieser es schweigend bis zu Ende angehört hatte, fragte er: „Wird kein weiteres Dekret folgen?“

„Nein,“ entgegnete Tsen.

„Sicherlich doch noch,“ meinte Chao.

Darauf bemerkte seine Gattin: „Es ist keine Hoffnung mehr, laß uns gemeinsam sterben!“

Sie reichte ihm Gift, von dem er ein wenig nahm; aber bis drei Uhr nachmittags schien es gar keine Wirkung zu haben, denn Chao besprach mit seiner Familie weitläufig die Vorlesungen für sein Begräbnis. Auch der Eindruck, den sein

Tod auf seine greise Mutter und ihre Gesundheit machen würde, beschästigte ihn sehr.

Den ganzen Tag über war sein Zimmer gedrängt voll von Freunden. Der Gouverneur hatte sie zunächst fernzuhalten gesucht, aber schließlich nachgegeben, so daß die Zahl der Anwesenden sehr groß war. Da der Gouverneur merkte, daß Chao Stimme noch klar und fest und kein Anzeichen für den nahenden Tod vorhanden war, befahl er einem Diener, ihm Opium zu geben. Als um fünf Uhr auch das Opium noch nicht gewirkt hatte, wurde den Dienern befohlen, dem Verurteilten eine reichliche Dosis Arsenik zu geben, worauf er zu Boden fiel und dort, ächzend und sich die Brust schlagend, liegen blieb. Er klagte über heftige Schmerzen und bat, daß man ihm die Brust reibe; aber seine Natur war so stark und sein Wille zum Leben so zähe, daß er selbst um elf Uhr noch bei klarem Bewußtsein war.

Der Gouverneur geriet jetzt in große Unruhe und Sorge, wohlbewußt, daß die Kaiserin-Witwe einen stichhaltigen Grund dieser langen Verzögerung der Ausführung ihres Befehls verlangen werde. Darauf schlug man ihm vor, man solle einige Stücke dicken Papiers zusammenballen, sie in starken Spiritus tauchen und mit ihnen die Luftröhre schließen; so würde der Verurteilte schnell ersticken. Tsen billigte den Vorschlag, und nachdem fünf Papierpfropfen eingeführt waren, starb Chao endlich.

Hierauf beging seine Gattin, bitterlich weinend, Selbstmord, indem sie Gift, und zwar Arsenik, nahm.

Bis zum Ende wollte Chao nicht glauben, daß die Kaiserin seinen Tod zulassen werde, und es ist daher wahrscheinlich, daß er nur unzureichend Opium und Arsenik schluckte, um Zeit für einen Aufschub zu gewinnen.

Interessant ist auch die Schilderung des Todes des Prinzen Tzuang. Der Prinz begab sich nach Tschon im südlichen Schansi, um dort die Entscheidung der Kaiserin-Witwe über sein Schicksal abzuwarten. Er bewohnte dort ein kaiserliches Lustschloß. Als der Gouverneur Kopaohua dorthin das Dekret brachte, das Tzuang befahl, sich zu entleiben, war es noch früh am Morgen.

Ropaohua besichtigte zunächst die Örtlichkeit. Im hinteren Teile des Parkes fand er einen alten Tempel, in dem er einen leeren Raum für den Selbstmord des Prinzen auswählte. An einem Dachbalken ließ er eine seidene Schnur befestigen. Dann begab er sich zum Prinzen und ließ ihn wissen, er habe ihm ein kaiserliches Dekret vorzutragen. Der Prinz hörte dieses knieend an. Dann ersuchte er den Abgesandten um die Erlaubnis, sich von seiner Familie zu verabschieden, was ihm auch gestattet wurde.

Als dies geschehen, fragte der Prinz unbewegt: „Wo ist das Sterbezimmer?“

„Wollen Eure Kaiserliche Hoheit, bitte, in das leere Gemach im Hinterhause kommen.“

Als der Prinz dann dort die seidene Schnur hängen sah, wandte er sich an Ropaohua: „Euer Erzellenz haben wirklich höchst bewunderungswürdige und vollkommene Vortehrungen getroffen.“

Nach diesen Worten legte er sich die Schlinge um den Hals, stieg auf einen Stuhl, knüpfte die Schnur noch fester und sprang von seinem Stützpunkt herab. Nach wenigen Minuten war sein Leben erloschen.

Die drei übrigen Rädelsführer, ebenfalls hohe Staatsbeamte, wurden enthauptet, allerdings unter so festlichem Gepränge, als ob es sich um eine Feier ihnen zu Ehren handelte. Tausende umgaben die mit rotem Stoff ausgeschlagene Richtstätte, und jedesmal, wenn der Kopf eines der Verurteilten fiel, brach die versammelte Menge in lautes Wehklagen und in heftige Verwünschungen gegen die Fremden aus. So starben die Boxerführer nicht wie Verbrecher, sondern wie die gefeiertsten Nationalhelden. W. R.

**Farbenänderungen der Haare und Augen.** — Auf Grund eingehender Erhebungen über die Veränderungen der Farben der Augen und Haare ist Professor Pfishner kürzlich zu folgenden Ergebnissen gelangt: Die Umwandlung von blondem Haar in braunes, die sich bei zwei Dritteln aller Mitteleuropäer vollzieht, ist erst mit dem vierzigsten Lebensjahre gänzlich beendet. Bei den in der frühen Jugend blonden Frauen ist das Nach-



dunkeln von Blond in Braun um mehr als die Hälfte häufiger als bei den Personen männlichen Geschlechts. Blonde Haare besitzen gegen die braunen und schwarzen den Vorzug, daß sie weit länger ihre Farbe behalten; ein blonder Dierziger kann damit rechnen, noch bis zum sechzigsten Lebensjahre blond zu bleiben, so daß der blonde Menschentypus sich viel länger den Anschein der Jugendlichkeit erhält. Dagegen haben die braunen und schwarzen Haare überhaupt keine Periode des Stillstands und gehen aus dem tiefsten Farbenton fast unmittelbar zum Ausbleichen über.

Hinsichtlich des Ergrauens besteht zwischen beiden Geschlechtern der auffallende Unterschied, daß die Männer durchschnittlich schon vom sechsundvierzigsten Lebensjahre an sichtlich zu ergrauen beginnen, während dies bei den Frauen erst um das einundfünfzigste Lebensjahre der Fall ist. Das häufig beobachtete vorübergehende Ergrauen der Haare mit darauffolgender Rückkehr zur früheren Haarfarbe ist immer eine Folgeerscheinung erschöpfender organischer Erkrankungen und schwerer nervöser Störungen.

A. E.

**Doppelereignisse.** — Wenn etwas unausrottbar ist, so ist es der Aberglaube. Er klebt nicht nur in dieser oder jener Form in uns fest, sondern er vermag sogar auch noch neue Formen anzunehmen. Ein solcher neumodischer Aberglaube ist der, daß sich ungewöhnliche Ereignisse zu verdoppeln pflegen, also sich zwei gleiche Vorkommnisse zu derselben Zeit oder doch kurz hintereinander abspielen.

Auf den ersten Blick hat ein solches Zusammentreffen allerdings etwas Verblüffendes an sich. Betrachtet man aber die verschiedenen Arten der „Duplizität der Fälle“, wie man die Verdopplung der Ereignisse auch nennt, genauer, so zeigen sich dafür Erklärungen, die aller Mystik entbehren.

Nehmen wir an, daß in Königsberg ein Schnellzug durch falsche Weichenstellung entgleist, wobei viele Menschen verletzt und getötet werden. An demselben Tag und zur selbigen Stunde ereignet sich ein gleicher entsetzlicher Eisenbahnunfall in Italien. Lesen wir diese Nachrichten in der Zeitung, so schütteln wir wohl über das merkwürdige Zusammentreffen den Kopf. Wir

bedenken aber gar nicht, wie viele Züge in den europäischen Kulturstaaten beständig auf den Strecken laufen. Bei diesem Massenverkehr ist es deshalb durchaus nicht verwunderlich, daß hier und dort einmal eine Entgleisung stattfindet oder auch zwei zu gleicher Zeit, sondern es ist im Gegenteil verwunderlich, daß solche Unfälle nicht öfters vorkommen und dann auch zeitlich zusammentreffen.

Eine andere Rubrik der „Duplizität der Fälle“ bilden gleichartige Verbrechen. In einer deutschen Kaserne erkrankten beispielsweise Soldaten unter offenbaren Vergiftungserscheinungen. Den Grund der Vergiftung findet man nicht. Zwei Tage später meldet die Zeitung, daß in einer französischen Kaserne ebenfalls ein Vergiftungsversuch beobachtet worden ist. Ganz zweifellos spielt bei solchen Ereignissen oftmals die Macht der Nachahmung mit. Es gibt immer unlautere Elemente, bei denen ein Anstoß genügt, um sie auf die Bahn des Verbrechens zu bringen. Sie schwanken im geheimen schon längere Zeit hin und her, jetzt aber, da sie von der Ausführung eines ungewöhnlichen Verbrechens hören, fällt ihre letzte Anschlüssigkeit fort, und sie schreiten selbst zur Tat. Die Duplizität von Morden, Raubanfällen und Einbrüchen, die einander ähnlich sind, erklärt sich auf diese Weise recht einfach.

Unleugbar trägt bei Verbrechen auch unser hochentwickeltes Nachrichtenwesen bei. Was heute in einem Lande passiert, ist morgen durch den Telegraphen in der ganzen Kulturwelt bekannt. Hiermit wächst aber die Verführung zur Nachahmung und damit zugleich die Möglichkeit zur Vermehrung der Doppelergebnisse.

Auch Erfindungen treten häufig zu gleicher Zeit vor die Öffentlichkeit. Dieses Zusammentreffen beruht zum guten Teil darauf, daß es auch in den Wissenschaften Modefragen gibt. Eine Zeitlang beschäftigen sich die Vertreter der Wissenschaften hauptsächlich mit diesem Gebiet und vielleicht einige Jahre später vorwiegend mit jenem. Wir brauchen hier nur an die Konstruktion von elektrischen Lampen oder auch an die von Luftschiffen und Flugmaschinen zu denken. Eine große Anzahl von erfinderischen Köpfen strengt sich unter diesen

Umständen nach derselben Richtung hin an. Vielleicht fehlt dem einen oder anderen nur noch eine Kleinigkeit zur Vollendung seines Wertes. Hier nun setzt die vermittelnde Tätigkeit der Fachzeitschriften ein. Jeder kleine Fortschritt wird von ihnen vermerkt und veröffentlicht, und so gelangt seine Kenntnis aufs schnellste zu den Stellen, wo man ihn gerade braucht, um die Erfindung, um die man sich abmüht, zum Abschluß zu bringen. Beide Erfinder werden mit ihren Schöpfungen in denselben Augenblicken fertig, nicht durch eine wunderbare Fügung, sondern weil sie schon längst das gleiche Ziel verfolgten und nun den noch fehlenden Schlüsselstein fanden. Th. S.

**Wechselfälle des Glückes.** — Die schwedische Sängerin Christine Nilsson hatte auf ihrer amerikanischen Tournee von einem Chicagoer Großkaufmann eine Einladung erhalten. Eine hochfeine Gesellschaft war ihr zu Ehren versammelt, und am Arme des Hausherrn betrat die Sängerin den Speisesaal, der an Eleganz und Kostbarkeit den in manchem Königs- palast übertraf. Staunend überflog der Blick des gefeierten Gastes all diese Pracht.

Da auf einmal ließ sie den Arm des Kaufherrn los und eilte mit ausgestreckten Händen auf einen hochgewachsenen Mann zu, der in der Reihe der aufwartenden Diener stand.

Unbekümmert um das mißbilligende Anstarren der übrigen Gäste, ergriff sie die Rechte des Mannes, schüttelte sie mit aller Wärme und war bald mit ihm in ein lebhaftes Gespräch vertieft. Erst als sie inward, daß die Gastgeber und die Gäste in größter Verlegenheit dastanden und durch den Zwischenfall der Anfang des Festmahls verzögert wurde, eilte sie an die Seite ihres Tischherrn zurück, ließ sich von ihm auf den Ehrenplatz führen und wartete ab, bis alle Platz genommen hatten und jener aufwartende Bediente für kurze Zeit das Zimmer verließ.

Dann sagte sie zu allen gewendet: „Der Landsmann, den ich soeben begrüßte, ist der Sohn eines alten Adels- geschlechtes im Süden Schwedens. Auf der Besizung seines Vaters war der meinige als Rutscher angestellt, als wir beide noch Kinder und Spielgefährten waren. Mir hat seitdem das

Glück gelächelt, von ihm hat es sich abgewendet. Ich wünschte sehr, daß ich dazu beitragen könnte, ihm eine Stellung zu verschaffen, die seiner Herkunft und seinem Bildungsgange besser entspräche.“

Christine Nilsson war so unwiderstehlich, als sie diese warmherzigen Worte sprach, daß sie ausreichten, mehrere der anwesenden Herren für ihren Schützling zu interessieren. Da er im Besitz guter Zeugnisse war, so fand sich zur unbeschreiblichen Freude der Sängerin sehr bald eine Stelle als Gutsverwalter für ihn bei einem Großgrundbesitzer aus Kanada. C. D.

**Eine australische Schlangenbändigerin.** — Im Kristallpalast, dem bekannten Londoner Vergnügungsetablissemment, tritt gegenwärtig eine Truppe auf, die das Leben und Treiben in „Wildaustralien“ zu veranschaulichen sucht. Allgemeine Bewunderung findet dabei die junge, hübsche Australierin Cleo Dressler, die sich recht gefährliche Vertreter der australischen Tierwelt zu ihren Lieblingen ausertoren und sie in erstaunlicher Weise gezähmt hat.

So spielt sie mit einem fast halbwüchsigen Krokodil, als wäre es eine Puppe. Ebenso vertraut geht sie mit den Schlangen um, von denen sie sich Brust und Schultern umwinden läßt. Zwar fehlen Australien die Vipern und Grubenottern gänzlich, dagegen sind die Giftnattern zahl-



Topical Press Agency.

Die Schlangenbändigerin  
Cleo Dressler.

reich anzutreffen. Die Zahl der Arten wächst, je weiter man von Süden nach Norden vorschreitet. Tasmanien besitzt nur drei giftige Arten, Viktoria zwölf, Westaustralien fünfzehn, Neusüdwales einunddreißig und Queensland zweiundvierzig Arten. Am gefährlichsten ist die „Todesotter“, die beinahe zwei Meter lang wird. Bis zu vier Meter lang wird die schöne Rautenschlange, die indessen ungiftig ist.

Bis jetzt sind alle Vorstellungen, die Cleo Dressler mit ihren Schlangen gibt, ohne irgend einen Unfall abgelaufen. Th. S.

**Geographische Gerechtigkeit.** — In dem Jahrhundert von 1540 bis 1640 entdeckten die alten spanischen Seefahrer auf ihren Reisen von Peru nach den Philippinen viele Inselgruppen des Südmeers, die den Seefahrern anderer Nationen noch für lange Zeiten gänzlich unbekannt blieben. Im Jahre 1605 wurden die Kapitäne Luis Vaez de Torres und Pedro Fernandez de Quiros auf einer solchen Fahrt weit nach Süden verschlagen und ihre Schiffe durch einen heftigen Sturm voneinander getrennt. Torres gelangte zur Küste von Neuguinea und segelte durch die gefährliche, von Klippen und Sandbänken erfüllte Straße, die Australien von Neuguinea trennt. Zwei Monate verbrachte er in jenen Gegenden und steuerte dann nach den Philippinen. Über seine Entdeckungen schrieb er einen Bericht, der aber nicht veröffentlicht werden durfte, weil die spanische Regierung aus Eifersucht gegen die anderen aufstrebenden Seemächte damals das Prinzip verfolgte, die neuen Entdeckungen ihrer kühnen Seefahrer möglichst in geheimnisvolles Dunkel zu hüllen.

Erst hundertfünfundsechzig Jahre später, nämlich 1770, erforschte der berühmte Seefahrer Cook jene gefährliche Straße, die nach seinem Namen genannt wurde, da man von seinem Vorgänger nichts wußte. Doch sollte der erste Entdecker dennoch nicht um die ihm gebührende Ehre kommen. Im Jahre 1762, während des Krieges zwischen England und Spanien, war Manila von den Engländern erobert worden. Das bedeutende Geheimarchiv der Stadt, das die wichtigsten Aufschlüsse über die Geschichte der Philippinen enthielt, schaffte man nach

London, wo es dem Hydrographen und Historiographen der britischen Admiralität, Alexander Dalrymple, einem um die Geographie sehr verdienstvollen Gelehrten, zur Untersuchung ausgehändigt wurde. Er fand darin den Originalbericht des Kapitans Torres über dessen abenteuerliche Reise von 1605 und ließ nun dem ersten Entdecker Gerechtigkeit widerfahren, als er die offiziellen Seekarten jener fernen Meere, deren Herausgabe ihm anvertraut war, erscheinen ließ. Auf der betreffenden Karte bezeichnete er die Durchfahrt zwischen Australien und Neuguinea als „Torresstraße“.

Kapitän Cook, der zweite Entdecker, brauchte sich nicht darüber zu betrüben, wurde doch eine andere berühmte Meerenge, nämlich die, welche Neuseeland in zwei große Inseln teilt, ihm zu Ehren „Cookstraße“ genannt. O. v. B.

**Helden der Arbeit.** — Zwar ist es schon einige Monate her, seit es passierte, aber ich muß immer wieder daran denken.

Ich arbeitete damals an einer Arbeiterstatistik. Ein Schlosser, der in meiner Wohnung etwas auszubessern hatte und mit dem ich darüber sprach, bot mir ein Buch dazu an, da er meinte, daß ich es dabei gut gebrauchen könne. Er tat das mit jener Freude der Menschen, die gerne anderen helfen, und ich weiß, diese Freude ist eine der vornehmsten Freuden, wollte sie ihm nicht versagen und ging eines Abends hinaus vor die Stadt, um seine Wohnung aufzusuchen und das Buch zu holen.

Ein neues großes Haus, die Wohnung im Erdgeschoß. Ich läutete.

Eine Kinderstimme fragt hinter der Tür: „Wer ist draußen?“

Ich nenne meinen Namen. Es wird aufgemacht, und ich stehe einem elfjährigen Mädchen gegenüber.

„Ist dein Vater da?“

„Er muß jeden Augenblick kommen. Wollen Sie nicht warten?“

Das wollte ich, und wurde in einen Raum geführt, der Küche, Speisezimmer und Wohnraum zugleich war. In diesem Raume befanden sich acht Kinder — alles Brüder und Schwestern und die elfjährige die Älteste.

„Wo ist die Mutter?“

„Sie kommt auch gleich.“

Ich nahm Platz.

Die Kinder waren zuerst etwas verschüchtert, kamen aber bald in das gewohnte Fahrwasser; es wurde immer lebendiger um mich, und ich langweilte mich nicht.

Was mir ganz seltsam vorkam, war, daß so viele Kinder beisammen sein können, ohne eigentlich beaufsichtigt zu werden; nur das aller kleinste — es konnte gerade so auf dem Boden dahintrutschen — wurde von Zeit zu Zeit von den anderen aufgenommen.

Wie oft ist schon ein einziges Kind eine Last, zwei eine Plage, und drei machen schon die halbe Hölle aus; hier waren es acht, und ich hatte nicht einen Augenblick das Gefühl, daß eines zu viel sei.

Während ich mich noch über diese Erkenntnis wunderte und freute, kam die Mutter.

Es war eine Frau, die allerdings mit ihrer äußeren Erscheinung in keiner Weise vorteilhaft hervorstach, ich muß sogar zu meiner Beschämung gestehen, daß ich sie, wenn ich sie draußen auf der Straße getroffen hätte, wahrscheinlich nicht nur nicht beachtet, sondern sie vielleicht „genichtachtet“ hätte. Hier drinnen freilich vergaß ich das sofort.

Sie sprach freundlich zu den Kindern und zu mir und erzählte, sie habe eben Zeitungen ausgetragen, trage jeden Nachmittag und jeden Vormittag Zeitungen aus. Nur in der Frühe und am Mittag brächte sie je eine Stunde zu Hause zu. Sie sagte das als eine Art Entschuldigung dafür, daß bei ihr nicht alles so gut in Ordnung sein konnte wie anderswo.

Ich fand die Entschuldigung überflüssig. „Nun werden Sie aber wohl müde sein?“ fragte ich.

Ganz vergnügt gab sie zur Antwort: „Dazu habe ich keine Zeit. Ich mache den Kleinen die Kleider selber, und da gibt es immer allerlei zu tun. Aber jetzt muß das alles erst zu essen haben.“

In der Wärmeröhre stand noch etwas vom Mittag. Zu dem hatte die Mutter ein neues Brot mitgebracht. Das alles wurde verteilt und mit Befriedigung in Empfang genommen.

Nur ein kleiner runder Bengel beschwerte sich, denn ihm war sein ihm zugewiesenes Stück nicht groß genug. Da gab es ein recht deutliches Wort, der Kleine verkroch sich unter die Menge und hatte weiter keine besonderen Wünsche mehr.

Beim Zusehen bekam ich so nach und nach eine immer größere Achtung vor dieser Frau. „Ich verstehe nicht, wie Sie das alles so im Gang halten können und dann nebenher noch Zeit finden, Zeitungen auszutragen,“ sagte ich.

Sie meinte lächelnd: „Es sieht alles immer schlimmer aus, als es ist. Ich bin nur froh, wenn immer alle gesund sind. Zeitungen austragen tu' ich nicht ungern. Und es muß ja auch sein. Mein Mann verdient ja einen ganz guten Lohn, aber die da kosten auch etwas.“

Ich hielt es für angebracht, eine kleine Eröstung anzubringen. „Die Kinder helfen dann einmal gehörig mit.“

Die Anspielung gefiel ihr nicht. „Die sollen erst was Ordentliches lernen. Ich will einmal meine Freude an ihnen haben.“

Sie wandte sich nun den kleinen Einzelheiten ihrer Nachkommenschaft zu, und es wurde da und dort ein Schürzenband oder ein Hosenboden der näheren Betrachtung unterzogen.

Währenddem spann ich meine stillen Gedanken so ein klein bißchen in die Länge und Breite. „Sieh da,“ dachte ich mir, „wie diese einfache Frau doch so nebenher eine ganze Anzahl der schwierigsten sozialen Spezialfragen löst! So die Dienstmädchenfrage, die Frage: Wie viele Kinder darf man haben? Auch die Frage: Wieviel Einkommen muß der Bräutigam unserer Tochter haben, bis er eine Familie ernähren kann? Und dann noch zwei Duzend Erziehungsprobleme — und das alles eigentlich nur so im Dahinleben, in einfacher Erfüllung der willig übernommenen Pflichten.“

Auf einmal fiel mir ein, wieviel Linte über diese Fragen schon verschrieben sein mochte, und ich glaube, nicht einer der gelehrtesten Schriftsteller hat das alles so überzeugend und gut beantwortet wie diese einfache Arbeiterfrau.

Aus meinen Betrachtungen wurde ich aufgerüttelt, als der Mann kam. Ich empfing mein Buch und ging bald darauf heimwärts.



Ehe ich um die Straßenecke bog, schaute ich noch einmal nach den Fenstern, hinter denen ein schwaches Licht, kaum sichtbar hinter den dünnen Vorhängen, brannte.

Ich mußte noch einmal das Gesehene an mir vorübergehen lassen.

„Waren das nicht Leute, die man sonst übersieht?“ So fragte eine Stimme in mir.

Und eine andere antwortete: „Helden sind's!“

Mit gesenktem Kopfe ging ich der Stadt zu. Fr. Sängers.

**Kampf mit Walrossen.** — Im Verlaufe ihrer Jagdexpedition bemerkten norwegische Seehundjäger eines Tages einen Trupp Walrosse. Ein Teil der Jäger ruderte in aller Stille herbei, um die Tiere zu überraschen. Beim ersten Schusse aber setzten sich die Ungeheuer in Bewegung und rutschten mit solcher Schnelligkeit und Heftigkeit auf die Angreifer los, daß diese kaum schnell genug ihre Reihen öffnen und den Tieren Raum geben konnten, ins Wasser zu stürzen. Dann erst eröffneten sie ein heftiges Feuer auf die schwimmenden Tiere. Dabei bekam gleich am Anfang eines der Walrosse einen Schuß in den Kopf; es schien zuerst betäubt, und da es dem Eise nahekam, schlug ihm der Steuermann mit der Art in den Schädel, um ihm den Rest zu geben. Das verwundete Tier schleuderte aber die Art weit von sich.

Darauf schifften sich die Jäger wieder ein, aber jetzt gingen die Walrosse, die nun in ihrem wahren Elemente waren, zum Angriffe über. Einige rannten mit den Schädeln gegen die vollbesetzten Boote, andere stießen mit ihren gewaltigen Zähnen in die Planken. Das größte unter ihnen zeigte sich am grimmigsten. Es spottete der Arthiebe, und die Harpunen blieben in seiner dicken Haut so ohne jede Wirkung, daß die Spitzen sich umbogen.

Endlich gelang es einem der Jäger, ihm durch den geöffneten Rachen einen Schuß beizubringen. Da sank das Tier zurück. Aber sofort versammelten sich die übrigen Walrosse um den verwundeten Kameraden, unterstützten ihn mit ihren Hauern und trugen ihn gewissermaßen schwimmend hinweg. Nur ein Junges blieb zurück, gleichsam als wollte es den Tod des Alten

rächen. Es rannte allen Stichen und Hieben zum Troß immer wieder gegen ein Boot. Die Seeleute wollten es gerne schonen, als sie aber wieder auf dem Eise landeten, troß es ihnen trotz einer schweren Verwundung in unbändiger Wut nach und nötigte sie so, auch ihm den Sarau zu machen. O. v. B.

**Das Land der Küsse.** — In keinem Lande der Welt ist das Küssen so allgemein gebräuchlich wie in Rußland. Der Ruß ist dort weit mehr eine Begrüßung, denn eine Liebkosung. Bei öffentlichen Gelegenheiten wie bei privater Begegnung — immer und überall wird geküßt.

Da küssen sich Väter und Söhne, küssen sich alte Generale und küssen sich ganze Regimenter. Der Kaiser küßt seine Offiziere, und bei einer Revue werden ebensoviel Küsse wie Schüsse abgegeben. Hat sich ein Korps Kadetten die Anerkennung des Kaisers erworben, so wird der kaiserliche Ruß dem anführenden Knaben zuteil, der ihn seinem Nachbar, dieser wieder dem Nächsten und so weiter weitergibt, bis sich die ganze jugendliche Schar geküßt hat.

An jedem Sonn- oder Feiertage, ebenso wie bei Familienfestlichkeiten küßt die junge Herrin des Hauses nicht nur die weiblichen, sondern auch die männlichen Dienstboten, und wenn letztere ihr gegenüber auch nur einen Handkuß wagen, so drückt sie ihnen wenigstens die Lippen auf die Wangen. O. v. B.

**Hochzeitsfahrt im Hardangerfjord.** — Der 175 Kilometer lange Hardangerfjord, südlich von Bergen, ist der gepriesenste aller jener Meeresarme, die in das norwegische Hochgebirgsland hineingreifen. Vereinigt er doch alle Elemente der Fjord- und Fjeldnatur in wunderbarer Weise. Bis zu 1500 Meter hohe Steilwände begrenzen ihn und seine Verzweigungen, während sich am Fuß der Felschroffen vielfach fruchtbares, dicht bewohntes Gelände hinzieht. Die Eis- und Schneemassen, die das Firnfeld der Folgefond herabsendet, endigen oftmals erst unmittelbar über den Gärten. Dazu stürzen tosende Wasserfälle über die Felswände herab. Im Durchschnitt eine Stunde breit, verengert er sich in seinem hinteren Teil bis auf einige hundert Meter.

Wie die Natur, so ist auch die Bevölkerung fesselnd, die sich in Kleidung, Bauart der Häuser und Sitte ihre Eigenart bewahrt hat. Ist doch hier die Heimat der sogenannten Hardanger Arbeiten, bei denen feines Leinen durchbrochen und mit geometrischen Figuren und verschiedenartigen Füllstichen in Seide gemustert wird. Derartige Stickerien wählen auch die Frauen zu ihren Blusen und den gestreiften weißen Linnenhauben, den Staut.



Phot. Topical.

Abfahrt eines Hochzeitszuges auf dem Hardangerfjord.

Wer das Treiben der Bevölkerung recht betrachten will, muß den Hardangerfjord an einem Sonntag besuchen. Von allen Siedlungen stoßen die Boote ab, die nach dem nächstgelegenen Kirklein fahren. Dann bietet sich auch häufig Gelegenheit, einen Hochzeitszug zu beobachten. Die Braut ist mit der Brautkrone geschmückt und trägt reichen Gold- und Silberschmuck, die Selje, die aus Broschen und Spangen besteht. An den Brautkahn schließen sich die Boote der Hochzeitsgäste, sehnige Männer und frische Frauen, und während der Fahrt zur Kirche lassen Musiker ihre Weisen auf der sechs-saitigen Hardanger Violine erklingen.

v. W.

Die giftigste aller Spinnen ist, wie erst jetzt durch den chilenischen Naturforscher Vorne festgestellt wurde, die *Latrodectes terribilis*, ein Tierchen von ungefähr fünfzehn Millimeter Länge, das äußerlich vollkommen den ungefährlichen und harmlosen Erdspinnen gleicht. Die Riefernfühler der bisher nur in Chile gefundenen Latrodectes enden wie bei der Kreuzspinne in einer wie die Klinge eines Taschenmessers einschlagbaren Klaue, an deren Spitze der Ausführungsgang einer Giftdrüse mündet, aus der ein farbloser Saft in die durch die Klaue geschlagene Wunde fließt.

Vorne berichtet über die Gefährlichkeit dieser Spinnenart folgendes: „Bei einem wochenlangen Streifzug durch die Urwälder Nordchiles lagerten wir einmal in einer großen Waldlichtung. Am Morgen entdeckten wir, daß von unseren Pferden, die wir in einiger Entfernung auf einem Grasstreifen angepflodt hatten, zwei verendet am Boden lagen. Vergebens forschten wir zunächst nach der Todesursache. Erst als unser indianischer Führer von seinem Jagdausfluge heimkehrte und die Kadaver besichtigt hatte, sollten wir eine Aufklärung erhalten. Der Indianer zeigte uns in den Nüstern der Pferde je eine kleine Spinne einer mir bis dahin unbekannten Art mit gelbgrauem Leib und sechs stark behaarten Beinpaaren und behauptete, diese Spinnen hätten die Pferde durch ihren Biß getötet. Mir erschien dies jedoch so wenig glaublich, daß ich die beiden Spinnen, die sich in dem weichen Fleisch der Nüstern festgebissen hatten, vorsichtig durch Anblasen mit Rauch loslöste und dann einem am Tage zuvor gefangenen Hirschkälbchen auf die Weichteile des Bauches setzte. Sofort schlugen die Spinnen ihre Reißzangen in die Haut ein, und bereits nach einer Stunde war das Hirschkälbchen unter heftigen Krämpfen verendet. — Nachdem ich erst einmal auf die Gefährlichkeit der Latrodectes aufmerksam gemacht worden war, gelang es mir dann hauptsächlich in einsam gelegenen Indianerdörfern weiteres Material über die Wirkungen ihrer giftigen Drüsenauscheidung zu sammeln. Danach greift die so überaus gefährliche Giftspinne, die sich hauptsächlich von Blut zu ernähren scheint, ihre Opfer stets an Stellen an,

wo die Haut am wenigsten widerstandsfähig ist. Ich habe so zum Beispiel drei tote Ziegen gesehen, bei denen sich die Latrodectes in den Ohren festgesaugt hatte, und von Indianerfrauen erfuhr ich verschiedentlich, daß die Spinne häufig auch Kinder, die im Freien eingeschlafen waren, überfallen und durch ihren Biß getötet hat. Weiter sind mir zwei Fälle bekannt, in denen sogar erwachsene Personen, ein Mann und eine Frau, ihren Tod durch die Latrodectes gefunden haben. Auffallenderweise äußern sich die Wirkungen des Bisses dieser Spinne in ganz anderer Weise als die der übrigen giftigen Spinnenarten. Während sonst stets die Umgebung der Bißwunde anschwillt und die weiteren Krankheitserrscheinungen von der betroffenen Stelle ausgehen, leidet bei einer Ertrankung durch Latrodectesbiß der verletzte Körperteil in keiner Weise, dafür wird aber der ganze Körper von den schwersten Krämpfen heimgesucht, wozu bald Schwinden des Bewußtseins, unregelmäßige Herzthätigkeit und eine teigige Anschwellung der Haut unter steter starker Schweißabsonderung tritt. Beim Menschen erfolgt der Tod gewöhnlich nach fünf bis acht, bei größeren Tieren, so bei Pferden und Rindern, nach acht bis zwölf Stunden.“

Jedenfalls kennt man bisher kein anderes giftiges Tier von so geringer Körpergröße, dessen Biß derartig gefährliche Wirkungen hervorruft. W. R.

**Die erste russische Eisenbahn.** — Die „St. Petersburger Zeitung“, die damals schon im 110. Jahrgang stand, gab von der Eröffnung der ersten Eisenbahn in Rußland folgende Schilderung: „Am Sonntag, den 27. September 1836 fanden die ersten Probefahrten auf der hiesigen Eisenbahn statt. Ein in dieser Jahreszeit ungewöhnlich schöner Tag hatte eine außerordentlich große Anzahl von Personen aus allen Ständen und Klassen herbeigezogen, und von allen Seiten sah man Equipagen, Reiter und Fußgänger zuströmen. Die Strecke der Eisenbahn, die für diese Probefahrt bestimmt war, ging von Jarstojc-Eselo bis Pawlowsk und maß etwas über drei Werst oder eine halbe deutsche Meile. Die Wagen, die gebraucht wurden, waren zwei Chars-a-bancs und zwei Wag-

gons, wozu die Untergestelle von Coderille, die Oberteile aber von dem Wagenbauer Pawels in Brüssel verfertigt wurden. Beide Arten Wagen sollten in Zukunft nur für Reisende aus den unteren Ständen benützt werden. Da die Lokomotiven noch nicht eingetroffen waren, so wurden zu den Probefahrten bloß Bauernpferde verwendet, die aus dem nächsten Fuhrmannsdorfe geholt und ohne weitere Vorbereitung auf die landesübliche Art eingespannt wurden. Jeder Wagen war zwar nur für dreißig oder sechsunddreißig Personen bestimmt, allein der Zubrang der Reiselustigen war so groß, daß in manchen Wagen über sechzig Personen, theils sitzend, theils stehend, sich befanden. Zwei Wagen wurden immer zusammengehängt und von zwei vorgespannten Pferden gezogen. Die Pferde gingen theils im Trabe, theils im Galopp und legten den Weg von drei Werst in zehn bis zwölf Minuten zurück. Da jeder Wagen zweihundert Pud eigenes Gewicht hatte und die hierin befindlichen Reisenden auch mit zweihundert Pud angenommen werden können, so mußte allerdings die Leistung der Pferdekraft auf der Eisenbahn jedermann überraschen. Man war nicht weniger mit der sanften, angenehmen Bewegung während der Fahrt zufrieden, und jedermann überzeugte sich, daß, wenn erst bei längerer Benützung der Bahn die Schienen mehr abgeglättet, die kleinen Fehler in ihrer Zusammenfügung durch den Gebrauch verbessert, die Lage der Radachsen und diese Achsen selbst abgeschliffen würden, später in jeder Hinsicht noch ein weit besseres Resultat zu erwarten sei. Trotz dem großen Zubrange des Publikums fand nicht der geringste Unfall statt.“ O. v. B.

**Die hinderliche Nase.** — Der Dichter Chr. D. Grabbe verzehrte sich trotz seiner glänzenden Begabung durch seine Annahmung die Sympathien, die ihm seine Gönner entgegenbrachten. So stellte er sich im Jahre 1825 Ludwig Tieck in Dresden mit dem Gesuch vor, ihn als darstellenden Künstler am Dresdener Hoftheater anzunehmen. „Ich wüßte keine Rolle,“ sagte der eitle Dichter, „die ich mir nicht binnen kurzem einzustudieren und zu spielen getraue.“

Ludwig Tieck klopfte dem Selbstbewußten auf die Schulter

und entgegnete: „Ich fürchte doch, daß ein angeborener Nasenfehler Ihnen ein unübersteigbares Hindernis für die Schauspielerlaufbahn bereiten wird.“

Grabbe warf verwundert einen Blick in den Spiegel und fragte: „Meine Nase wäre mir hinderlich?“

„Allerdings,“ lautete Tiedts Antwort, „denn Sie tragen sie viel zu hoch.“

Jw.

**Der Wille des Zaren.** — Der französische Präsident Grévy hatte eine sehr energische Frau, und es war allgemein bekannt, daß er nicht wenig unter ihrem Pantoffel stand. Er wagte nur selten, etwas gegen ihren Willen zu tun, außer wenn ihn bei besonderen Anlässen der Übermut gar zu toll stach.

Das geschah eines Abends, als er sich einige seiner Freunde zu einem gemütlichen Souper eingeladen hatte, an dem seine Lebensgefährtin nicht teilnahm. Er fühlte sich in dieser ungewohnten Nichtbemutterung so urbehaglich, daß er den herrlichen Augenblick nicht ent schlüpfen lassen mochte. An das Souper schloß sich ein vergnügtes Spielchen an, und als einer der Gäste verstoßen nach der Uhr blickte, bekam dieser einen Todeschreck, denn sie hatte soeben die zweite Stunde angezeigt.

„Ich fürchte, wir haben die Geduld der Hausfrau allzu stark auf die Probe gestellt und sollten endlich das Feld räumen,“ sagte er, zu Grévy gewendet.

Der aber wollte vom Fortgehen nichts hören. „Ich bitte Sie, meine Herren, lassen Sie sich durchaus nicht stören. Wir spielen, solange es uns gefällt, denn hier bin ich Zar,“ scherzte er.

Da stand auf einmal die Präsidentin mitten im Kreise und knüpfte laut und vernehmlich an diese Äußerung ihres Gemahls an: „Jawohl, meine Herren, lassen Sie sich durchaus nicht stören, spielen Sie, solange es Ihnen gefällt! Nur der ‚Zar‘ da kann nicht länger mitspielen, der geht jetzt schlafen!“

Damit schob sie ihren Arm durch den ihres Gatten und zog ihn mit sich fort. Der Präsident der französischen Republik verschwand — und „ward nicht mehr gesehen“. C. D.

---

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von  
Theodor Freund in Stuttgart,  
in Oesterreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

# Hübsch

sind Alle, die eine zarte, weiße Haut, rosiges jugendliches Aussehen und ein Gesicht ohne Sommerprossen und Hautunreinigkeit, haben, daher gebrauchen sie nur die allein echte

## Steckenpferd - Lilienmilch - Seife

v. Bergmann & Co., Radebeul. a St. 50 Pfg. Überall zu haben

**Barbarossa, Konstanz.** Gut bürgerl. Hotel. 100 Betten von 2-3 Mk. Electr. Licht, Zentralheizg. Offene Weine, Münchener u. Fürstenberg v. Faß. Bäder. Herren- u. D.-Friseur i. Hause.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

## Romane beliebter Autoren:

**Der blaue Diamant.** Roman von **Georg Hartwig**. 2. Auflage. Geheftet 4 Mark, elegant gebunden 5 Mark.

Im Mittelpunkt der Handlung dieses Romans steht ein edelgesinntes junges Mädchen, das in den Verdacht gerät, einen kostbaren blauen Diamanten entwendet zu haben. Der Verfasser zeigt nun, wie die gesellschaftlich Verfemte gerade durch dieses Mißgeschick und seine Folgen allmählich zu gesichertem Lebensglück geführt wird. (Hannoverscher Courier.)

**Gräfin Sibylles Heirat.** Roman von **Henriette von Meerheimb (Marg. Gräfin Büнау)**. 2. Aufl. Geheftet 3 Mk. 50 Pf., elegant gebunden 4 Mk. 50 Pf.

Durch das Buch weht bei aller Realistik ein Hauch von gesundem Idealismus; es fesselt das Interesse des Lesers sowohl durch die Kunst der Darstellung wie durch den Gang der Geschehnisse. (Norddeutsche Allgemeine Zeitung.)

**Turmschwalben.** Humoristischer Roman von **Wilhelm Poed**. 2. Auflage. Geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Ein fröhliches Buch, diese „Turmschwalben“. Gut zu lesen für lustige und für ernste Leute. Für lustige, weil es zu ihrer Stimmung paßt, und für ernste, weil sie darüber ihren Ernst einmal vergessen und zum Lachen, zur Heiterkeit geführt werden. (Hamburger Correspondent.)

**Der Staatsanwalt.** Roman von **Luise Westkirch**. 2. Aufl. Geh. 4 Mark, eleg. gebunden 5 Mark.

Luise Westkirch nimmt unter den Erzählerinnen der Gegenwart einen der ersten Plätze ein und mit Recht. Sie ist ein starkes, bezwingendes Erzählertalent, das in der Kraft der Schilderung oft etwas Männliches hat und auch in der Vorliebe für wilde, dämonische Charaktere und Stoffe, für herbe Naturscenerien von dem Gros der schreibenden Frauen abweicht. All diese Vorzüge und Luise Westkirchs ganz persönliche Eigenart kommen auch in dem vorliegenden Roman zum Ausdruck. Wir können das Buch unseren Lesern warm empfehlen. (Gartenlaube.)

Zu haben in allen Buchhandlungen.



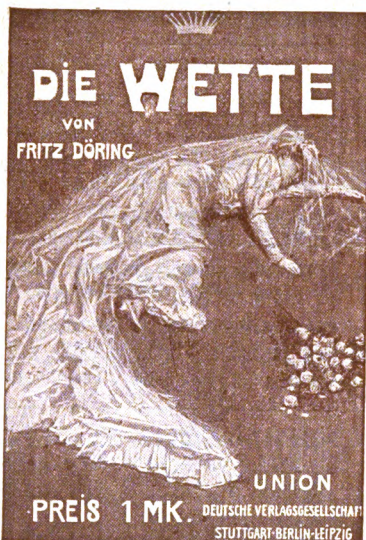
Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

**Für die Sommer- und Reisezeit:**

# Illustrierte Novellen und Erzählungen.

Jeder Band in farbigem Umschlag. Preis 1, 2 und 3 Mark.

In dieser beliebten Sammlung sind bisher erschienen:



Fritz Döring, Die Here. 1 Mark.  
— Die Wette. 1 Mark.  
— Der Weiberschreck. — Die beiden Wolgeß. Doppelband. 2 Mark.  
Eduard Engel, Des Lebens Würfel-  
spiel. 1 Mark.  
Ludwig Sulda, Die Hochzeitsreise nach  
Rom. 1 Mark.  
J. C. Heer, Der Spruch der Fee. 1 Mark.  
Klaus Heim, Die dafür büßen. Drei-  
facher Band. 3 Mark.  
Heinz v. Hemsferk, Die Gewitter-  
tante. 1 Mark.  
Paul Seyse, Der Schutzengel. 1 Mark.  
Sans von Kahlenberg, Die Schwe-  
iger Reise. Dreifacher Band. 3 Mark.

Alex. Moszkowski, Das über-  
Büchl. 1 Mark.

— Flatterminen. 1 Mark.

Ernst Muellenbach, Auf der  
Sonnenseite. 1 Mark.

Ernst und Ute Muellenbach,  
Aus junger Ehe. 1 Mark.

A. Koël, Dibiers Braut. 1 Mark.

— Freundinnen. — Im Sicht-  
meer. Doppelband. 2 Mark.

Sans Olden, Tannhäuser.  
1 Mark.

Anna Ritter, Margherita.  
1 Mark.

Hermann Schöne, Theater-  
Bohème. 1 Mark.

Rich. Skowronnek, Die Frau  
Leutnant. Doppelbd. 2 Mark.

Rudolph Stratz, Die armen  
Reichen. Dreifacher Band.  
3 Mark.

— Das weiße Sam. Drei-  
facher Band. 3 Mark.

— Du und ich. Die Geschichte  
eines armen Offiziers. Doppel-  
band. 2 Mark.

— Der Stern von Angora.  
1 Mark.

— Samum. 1 Mark.

Rudolph Stratz, Vorbei. Eine Ge-  
schichte aus Heidelberg. 1 Mark.

— Die Hand der Fatme. Doppel-  
band. 2 Mark.

— Bundes Bild. Doppelband.  
2 Mark.

Teo von Torn, Capricen. 1 Mark.

Sermine Villinger, Benz. 1 Mark.

— Im Bonnetal. 1 Mark.

Richard Voss, Neue römische Ge-  
schichten. 1 Mark.

— Santina und anderes Römisches.  
1 Mark.

Adolf Wilbrandt, Der Rosengarten.  
1 Mark.

Zu haben in allen Buchhandlungen und auf den Bahnhöfen.



